

GESCHICHTEN VON KINDERN FÜR KINDER!



© 2016² Edition *LAU* – LEHRET ALLE VÖLKER
Postfach 154
DE-74348 Lauffen a. N. – Deutschland

ISBN: 978-3-9814510-5-4
Fon + Fax: 07133-75 27
International: 0049-(0)7133-75 27
E-Mail: lav@lehret-alle-voelker.de
Homepage: <http://lehret-alle-voelker.de>

Titelfoto: Michael Bothner

Druck und Gestaltung:
druckerei bothner
Heilbronner Straße 14-16 · D-74348 Lauffen a. N.
Telefon 07133 4222 · Fax 07133 15233
www.druckerei-bothner.de
info@druckerei-bothner.de

In diesem Buch erfährst Du viele spannende Geschichten und Erlebnisse von Kindern ...

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Die verschlossene Tür	4
Reich belohnt	6
Pauls großer Kummer	8
Durch Gehorsam gerettet	10
Das zerbrochene Glas	12
Es kommt doch an den Tag	14
Wie Gott Willis Gebet erhörte	16
Der geheimnisvolle Diebstahl	18
Leo macht eine Entdeckung	20
Um Mitternacht	22
Feuer im Busch	24
Hanspeter findet einen Weg	26
Treue Zeugen im fernen Land	28
Ein Hirtenjunge wie David	31
Theos Muttertagsgeschenk	33
Ganz für den Herrn Jesus	35
Wie der Herr Jesus den kleinen Willi gebrauchte	38
Kein Platz für Tuba	40
Somo auf der Flucht	43



Eduard vergrub beide Hände in die Hosentaschen und bog von der Hauptstraße in eine Nebenstraße ein. Ein eigenartiges Gefühl überfiel ihn. „Warum ist es eigentlich so schwer?“, fragte er sich. „Warum gehe ich nicht einfach direkt auf Heinz und Manfred zu und erzähle ihnen, dass ich den Herrn Jesus in mein Herz aufgenommen habe und dass ich jetzt Ihm gehöre?“ Eben kamen Heinz und Manfred um die Ecke. Sobald sie Eduard entdeckt hatten, sprangen sie auf ihn zu: „Eduard! Eduard!“

Manfred war ganz aufgeregt. „Auf dem Nebengleis beim Bahnhof steht eine ganze Reihe Güterwagen. Kommt! Wir klettern zum Gleis hinauf und sehen nach, was in den Güterwagen drin ist!“ Und schon liefen alle drei zum Bahnhof hinunter. Richtig, auf dem Nebengleis standen sechs Güterwagen. Die drei Jungen kletterten auf den hintersten Wagen und drückten sich durch die Türspalte ins Wageninnere. Der Wagen war leer. Plötzlich hörten sie das Rollen einer Lokomotive. Heinz stellte sich vor den Türspalt. „Siehst du etwas?“, fragte Manfred. „Es werden noch einige Wagen auf das Nebengleis abgestellt“, belehrte Heinz seine Kameraden, als er zurückkam. Der Motorenlärm wurde immer lauter. Plötzlich wurde der Wagen angestoßen. Er kam in Bewegung und rollte auf dem Gleis davon. Da - ein neuer Knall -, ... der Wagen war auf den Prellbock aufgefahren und zum Stehen gekommen. Doch der Schlag war so heftig gewesen, dass die Tür ganz zufiel. Die drei Freunde wurden ruckartig zu Boden geschleudert. „Eduard, was ist los?“, tönte es aus einer dunklen Ecke hervor. „Hat es euch etwas gemacht?“ „Nein, mir nicht!“, erklärte Manfred. „Wenn nur die Türe nicht zugefallen wäre! Kommt, wir tasten uns im Dunkel durch und versuchen, sie zurückzuschieben!“, schlug er vor. Doch alle Bemühungen waren vergeblich, die Tür war ins Schloss gefallen und konnte nur noch mit dem Schlüssel geöffnet werden. Den Schlüssel aber hatten sie nicht. „Vielleicht finden sie uns tagelang nicht!“, rief Heinz verzweifelt. „Wenn erst nach einigen Tagen jemand

kommt und uns findet, dann ... dann ... sind wir ... tot!", erwiderte Manfred. Eduard biss fest auf die Zähne. Still in seinem Herzen betete er zum Herrn Jesus. Dann unterbrach er die drückende Stille und sagte zuversichtlich: „Ich weiß einen Ausweg!“ „Bist du von Sinnen?“, fuhr ihn Manfred an. „Es gibt für uns keinen Ausweg.“ „Doch es gibt einen. Wie er aussehen wird, weiß ich nicht. Aber ich weiß das eine: Wenn wir Gott um Hilfe anrufen, dann wird Er eingreifen und uns aus diesem Wagen herausbringen. Ich habe es am letzten Sonntag erfahren, dass Gott Gebet erhört. Als ich dem Herrn Jesus meine Sünden bekannte und Ihn bat: ‚Vergib mir! Wasche mich rein mit Deinem Blut!‘, da hat Er mir vergeben und einen neuen Menschen aus mir gemacht.“ Die beiden Kameraden hatten erstaunt zugehört. „Eduard, willst du nicht beten?“ Zwanzig Minuten später waren plötzlich Schritte zu hören, die näher kamen. Vor der Wagentür hielten sie an. Ein Schlüssel rasselte, und die Tür wurde geöffnet. Ein Bahnarbeiter spähte in den dunklen Wagen hinein. „Ich habe beobachtet, wie ihr in den Wagen geklettert seid. Jetzt macht aber, dass ihr hier fort kommt!“ Einer nach dem andern kletterte vom Wagen herunter, und dann gingen die drei nachdenklich nach Hause. Manfred verabschiedete sich zuerst. „Eduard“, sagte Heinz, „Gott hat gewusst, wo wir waren, und hat den Mann zu uns geschickt. Er hat uns gesehen, unsere Tat war Ihm nicht verborgen ... Gott sieht bestimmt bis in mein Herz hinein. Dann weiß Er aber auch, wie es da aussieht.“ „Ganz gewiss, Er weiß, wie viel Sünde da ist, aber Er bietet dir die Vergebung deiner Sünden an durch das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes.“ „Der Gedanke, dass Gott alles weiß, lässt mir keine Ruhe. Ich will mich nicht länger vor Ihm verbergen. Heute Abend soll die Entscheidung fallen, das verspreche ich dir. Denk an mich!“ Eduard streckte Heinz die Hand hin. „Ich bete für dich.“ Am andern Morgen vor Schulbeginn suchte Heinz seinen Freund auf. „Eduard, es ist so weit. Ich weiß, dass der Herr Jesus auch meine Sünden vergeben hat. Nun lass uns zusammenhalten, damit wir wirklich Zeugen unseres Heilandes sein dürfen unter unseren Kameraden!“



WERNER hatte den Wunsch, ein neues Fahrrad zu besitzen. Sein altes drohte ständig, auseinander zu brechen. Die Mutter ließ ihn deshalb oft schweren Herzens wegfahren, wenn er Zeitungen austrug. „Sei vorsichtig! Die Straßen sind heute so glatt, alles ist gefroren. Es fängt auch wieder an zu schneien“, rief die Mutter ihm nach. Werner war sehr vorsichtig. Er wusste, wie gefährlich es war, bei solchem Wetter mit dem Fahrrad unterwegs zu sein. Auf einem Gartenweg glitt er aus und ließ die Zeitung fallen, die er in den Händen trug. Er hob sie auf, schüttelte den Schnee ab und ging langsam auf den Briefkasten neben der Haustür zu. Werner stieg wieder auf sein altes Fahrrad. Da bemerkte er ein Polizeiauto, aus dem ein Polizist stieg. Im gleichen Augenblick sauste ein Schlitten mit unheimlicher Geschwindigkeit von einem Seitenweg her auf die Straße zu. Er sah, dass das kleine Mädchen, das darauf saß, nicht mehr Herr seines Schlittens war. Wenn der Schlitten so weiterraste, würde er samt dem Mädchen in die Gartenmauer auf der anderen Straßenseite hineinfahren. Der Polizist stellte sich auf die Straße und griff nach dem ankommenden Schlitten. Dieser riss ihn mit; er rutschte aus. Der Schlitten kam an seinem Bein zum Stillstand. Werner eilte zur Stelle. Das Mädchen war gerettet. Der Polizist lag auf der Straße. „Mein Bein ist gebrochen. Bitte, sieh zu, dass du auf die Polizeistation telefonieren kannst, sie sollen einen Krankenwagen schicken“, sagte er. Im nächsten Haus traf Werner eine freundliche Frau an und konnte seinen Auftrag erfüllen. Die Frau gab ihm eine Decke mit, die er über den Mann am Boden breiten konnte. Dann hörte er, wie eine Frau einer anderen erzählte, dass oben auf der Anhöhe, über die die Straße führte, eine Wasserleitung gebrochen sei. Der Schaden sei wohl behoben, aber die Straße sei eisig glatt. „Das ist doch die Straße, auf der der Krankenwagen daherkommt!“, rief Werner entsetzt aus. - „Der Wagen wird nicht mehr bremsen können, der Polizist, der dort liegt, ist in Lebensgefahr!“, erwiderte die Frau, die noch immer dastand. Werner stieg aufs Fahrrad und versuchte, so schnell wie möglich auf die Anhöhe zu gelangen. Er musste vor dem Krankenwagen oben ankommen! Das ausgelaufene Wasser, das gefroren war, machte

die Straße spiegelglatt. Werner musste absteigen. Aber gerade als er den Fuß auf den Boden setzen wollte, glitt er aus und fiel mit dem ganzen Körpergewicht auf seinen rechten Arm. Ein heftiger Schmerz durchzuckte ihn. Er biss auf die Zähne, stand auf und ließ sein Fahrrad am Straßenrand niederfallen. Er kam zu Fuß nur langsam voran. Endlich war das Ziel auf der Höhe erreicht. Werner hörte von weither das Heulen der Sirene des Krankenwagens. Er wurde still und betete. Jesus würde ihm auch jetzt in dieser schweren Lage helfen. Plötzlich fühlte er Mut. Er stellte sich mitten auf die Straße und schwenkte seinen linken Arm in der Luft. Würde er weichen, dann wäre die ganze Menschenansammlung bei der Unfallstelle in Lebensgefahr. Das Auto würde auf dem glatten Eis und bei der Geschwindigkeit nie anhalten können. Der Fahrer bremste. Der Wagen glitt ab, aber kam dann doch zum Stehen. „Du hast auch nicht an dein Leben gedacht, als du dich auf die Straße stelltest!“, schrie ihn der Fahrer an. „Ich wollte Ihren Wagen anhalten. Bald kommt Glatteis, und unten sind viele Menschen um den Polizisten herum, den Sie holen wollen.“ „Dann bist du ja unser Retter, Junge!“, rief der Fahrer erstaunt aus. „Komm, steig auf! Wir fahren zurück und kommen von der anderen Seite zur Unfallstelle heran.“ Später lag Werner in einem guten, warmen Bett im Krankenhaus. Es hatte sich herausgestellt, dass sein Arm doppelt gebrochen war. Werner konnte das Erlebte noch kaum fassen. Der Polizeikommandant besuchte ihn, um ihm persönlich zu danken für den Mut, den er gezeigt, und um ihm mitzuteilen, dass er die Auszeichnung als Lebensretter erhalten werde, ein Geschenk von fünfhundert Franken. So hatte der Herr Jesus alles wohl gemacht. Dieses Wissen ließ Werner stille werden. ER hatte das Gelingen gegeben. ER hatte auf Werners Gebet hin die richtigen Gedanken gegeben. In der Schule hatten die Kameraden ihn oft einen Feigling genannt, weil er nie Böses mit Bösem vergalt. Die Schmerzen, die Werner zu ertragen hatte, waren vergessen. Werner war glücklich. Auch für ein neues Fahrrad hatte der Herr Jesus gesorgt. Die Mutter hatte es ihm bereits erlaubt, von dem Geldbetrag ein neues Fahrrad zu kaufen. Aber Werners Freude war noch größer, weil dieses ganze Erleben ihm auch die Möglichkeit gab, seinen Kameraden gegenüber zu bezeugen, wer in dieser ganzen Sache sein Helfer gewesen war. Es lohnte sich, Jesus neu nachzufolgen und Ihm in allem zu vertrauen.

Pauls großer Kummer



Schon seit zwei Tagen wurde bei Familie Keller immer und immer wieder dieselbe Frage gestellt, die Frage: „Hast du ihn gefunden?“ Der Vater fragte die Kinder, wenn er von der Arbeit kam, die Kinder fragten sich untereinander, oder dann bestürmten sie nach der Schule Mutter und Tante. Aber immer lautete die Antwort: „Nein!“ Was war es denn, das so verzweifelt in allen Ecken gesucht und doch nicht gefunden wurde? O, es war nichts Großes, nichts

Bedeutungsvolles, aber jetzt, in diesem Moment war es doch plötzlich von größter Wichtigkeit: es war das kleine Schlüsselchen zu Pauls Violinkasten. Morgen sollte Paul zur Übungsstunde gehen, und er hatte doch noch keinen Ton geübt, weil eben das Schlüsselchen zum Öffnen des Kastens fehlte. Paul stand gerade im Hausflur und war wieder einmal dabei - zum wievielten Mal wohl schon -, sich genau zu überlegen, wo überall er sein Schlüsselchen hingelegt haben könnte. Da ging die Haustür auf, und Claudia stand da, die älteste Schwester, die übers Wochenende nach Hause kam. Anstatt einer freudigen Begrüßung aber fragte Paul: „Hast du ihn auch nicht gefunden?“ „Sind das die neuesten Begrüßungsworte bei Kellers?“, wollte Claudia wissen und schaute erstaunt auf ihren Bruder. Ganz verlegen streckte er ihr seine Hand entgegen und erklärte dabei: „Ach Claudi, vielleicht kannst du mir noch helfen.“ Dann erzählte er ihr seinen ganzen Kummer, der ihm so weltbewegend vorkam. „Gut, damit auch wirklich alle Glieder der Familie Keller an der Suchaktion beteiligt waren, will ich ebenfalls helfen“, meinte sie lustig und ging die Treppe hoch zu Pauls Zimmer. Keine fünf Minuten später stand Claudia wieder unten und hielt ein Schlüsselchen in der Hand. „Paul, meinst du dieses Schlüsselchen?“ Paul glaubte erst, er sehe nicht ganz richtig; und wie aus einem

Munde fragten alle, die Geschwister und die Eltern: „Wo hast du das gefunden?“ „Das lag zuoberst in Pauls Kommodenschublade“, war die einfache Antwort. Alle sahen sich erstaunt und kopfschüttelnd an. In diese Schublade hatte doch jeder mindestens einmal hineingeschaut. Waren sie denn alle mit Blindheit geschlagen? Wie dem auch sei, auf jeden Fall waren alle erleichtert, und die Spannung, die im ganzen Haus herrschte, war wie weggeblasen. Als Claudia gleich nachher in ihrem Zimmer beschäftigt war, kam Paul daher und fragte: „Nun sag mir aber noch, wie du das gemacht hast!“ „O, ich habe nur getan, was man in solch einem Fall tun muss!“, war Claudias Antwort. „Was denn?“, drängte Paul. „In der Bibel steht doch: ‚Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden. Denn wer da bittet, der empfängt und wer da sucht, der findet.‘ Genau das habe ich getan. Und dass der Herr Jesus sich um all unsere Nöte kümmert und auf unsere Bitten antwortet, hast du jetzt gesehen.“ „Ja, da hast du recht!“, nickte Paul und ging nachdenklich aus dem Zimmer. Das hätte er auch wissen können. Ihm war es aber gar nicht in den Sinn gekommen, für etwas so Alltägliches zu beten. Irgendwie war er der Meinung gewesen, der Herr Jesus würde nur hören, wenn ein Mensch Ihn um entscheidende Dinge im Leben bittet. Jetzt aber hatte er wirklich erlebt, dass jeder auch die kleinsten Probleme des Alltags dem Heiland sagen kann und dass Er darauf hört und antwortet.



Fredi und Annemarie waren voller Erwartung. Ein richtiger Missionar aus Afrika war zum Mittagessen gekommen. Die ganze Familie setzte sich zu Tisch. Der Vater sprach das Tischgebet. „Wir lesen immer vor dem Essen aus diesem Büchlein zwei Bibelverse. Heute sind Fredi und Annemarie an der Reihe“, bemerkte der Vater. Fredis Augen schauten auf den Bibelvers. „Schon wieder!“, murmelte er. Sonst ließ er sich nichts anmerken und las mit lauter Stimme: „Ihr Kinder, gehorchet euren Eltern in dem Herrn, denn das ist recht.“ Annemarie lachte verstohlen. Jetzt kam die Reihe an sie. Sie schaute in das Büchlein und wurde rot. Ihre Stimme zitterte etwas, doch sie las: „Ehre deinen Vater und deine Mutter, welches das erste Gebot mit Verheißung ist, auf dass es dir wohl gehe und du lange lebest auf der Erde.“ Dann konnte jeder seinen Hunger stillen. Vater und Herr Walther sprachen über das Missionsfeld. Fredi und Annemarie hörten aufmerksam zu: sie interessierten sich für das Leben der Missionare, denn der Herr Jesus hatte sie in Seinen Dienst gerufen. Der Herr Jesus hatte sie erlöst von allen Sünden, und sie waren nun bereit, Ihm zu folgen und Ihm zu dienen, weil sie Jesus lieb hatten. Plötzlich wandte sich Herr Walther an Fredi: „Ich habe mich sehr über deinen Bibelvers gefreut. Er enthält eine Wahrheit für das Leben. Das Befolgen dieses Wortes kann sogar das Leben retten.“ Fredi wurde verlegen. Hatte wohl Herr Walther bemerkt, mit was für einem inneren Widerstand er den Vers gelesen hatte? Den Eltern gehorchen, das war so schwer. Doch er wollte sein Unbehagen nicht zeigen. „Wie meinen Sie das, Herr Walther?“, fragte er. „Ich verstehe Sie nicht ganz.“ „Ich will euch etwas erzählen. Im Kongo hat das Befolgen dieses Befehls dem Sohn eines unserer Missionare das Leben gerettet. Eine benachbarte Missionarsfamilie hatte einen Sohn, Franz. Eines Tages wurde ich Zeuge einer Begebenheit, die mir den Atem stocken ließ. Es war draußen heiß und feucht. Im Garten saß Franz unter einem Baum und las. Da tönte schrill, gebieterisch und laut der Ruf durch die Luft: ‚Franz, gehorche mir! Lege dich sofort

auf deinen Bauch!' Franz gehorchte sofort. Und schon fuhr der Vater fort: ‚Und nun krieche auf allen Vieren zu mir, so schnell, wie du nur kannst.' Wieder gehorchte Franz ohne Zögern. Als er etwa die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatte, rief der Vater: ‚Jetzt auf, und laufe so schnell wie möglich zu mir!' Atemlos stand Franz vor seinem Vater. Vaters Gesicht war schneeweiß. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er die Hand seines Sohnes und drückte sie fest und gab ihm einen Kuss. Dann kam es mit zitternder Stimme über seine Lippen: ‚Franz, dreh dich um und sieh gut hin, wo du gegessen hast ...' Franz zuckte zusammen. Ihm lief kalt und heiß über den Rücken. Vom Ast des Baumes, unter dem er gewesen war, hing eine fast 5 Meter lange Schlange herunter.“ Um den Mittagstisch herrschte lautlose Stille. Fredi war der erste, der wieder sprach. „Ich verstehe jetzt, warum Sie sagten: ‚Gehorsam kann das Leben retten'. Ich werde nie mehr vergessen, was Sie uns erzählt haben.“ Annemarie sagte: „Auch ich will immer daran denken. Nein, wenn ich nur nie einer solchen Schlange begegnen muss!“ „Annemarie“, fiel Fredi ein, „machst du mit? Wir wollen einander helfen, gehorsam zu sein und Vater und Mutter sofort zu gehorchen.“ „Ein feiner Gedanke!“, meinte der Missionar. „Doch denkt immer daran, meine lieben Kinder, hier bei euch gibt es keine 5 Meter langen Schlangen. Doch die viel gefährlichere ‚Schlange' ist immer da. Sie versucht immer wieder, Kleine und Große zu fangen. Von dieser Schlange hören wir in der Bibel, und ... “ „Ich habe von ihr gehört!“, unterbrach Annemarie. „Das ist Satan, die Schlange, die Eva versuchte im Garten Eden.“ „Ich weiß noch etwas anderes“, ergänzte Fredi. „Jesus hat dieser Schlange den Kopf zertreten. Wir brauchen uns nicht mehr vor ihr zu fürchten.“ „Ganz richtig! Wie wichtig ist dies für euer Leben!“, erwiderte Herr Walther. „Darum könnt ihr auch nein sagen zu allen Einflüsterungen Satans. Der Herr Jesus ist stärker. Und weil der Herr Jesus in eurem Herzen wohnt, könnt ihr euren Eltern und vor allem auch dem Herrn Jesus gehorchen. Wenn ihr den Eltern und dem Herrn Jesus gehorsam seid, wird Sein Wille in eurem Leben geschehen, und ihr werdet einmal als Seine Zeugen hingehen, wohin Er euch sendet. Darum ab heute: freudiger Gehorsam! Seid ihr einverstanden?“ „Jawohl, Herr Walther, das wollen wir.“



Das zerbrochene Glas

Maria wollte gewiss sein, dass sie ganz allein war. Sie lief auf eine Eiche zu, kniete vor dem dicken Stamm nieder und schob die vielen Eicheln beiseite. Darunter befand sich ein kleines Loch im Waldboden. Marias Gesicht leuchtete auf, als sie in das Loch hineingriff und ein kleines Glasgefäß herauszog. Sie betrachtete mit Wohlgefallen die vielen Münzen, die durch die Glaswand hindurch blinkten. Vorgestern hatte sie ihre Münzen gezählt. „Beinahe genug!“, flüsterte sie vor sich hin und legte noch ein Zwanzig- und ein Zehnrappenstück dazu. Das Geld war für eine Thermosflasche bestimmt, welche der Vater so nötig brauchte, wenn er den ganzen Tag zur Arbeit fort war. In einer Woche hatte er Geburtstag. Da wollte sie ihn überraschen und ihm von dem selbstverdienten Geld eine Thermosflasche schenken. Nun fehlten ihr noch genau 60 Rappen. Maria stellte das Glas wieder ins Loch hinein und deckte die Stelle zu. Am Tag vor Vaters Geburtstag wollte sie das Glas mit dem Geld herausnehmen und direkt in den Laden gehen, wo sie die schönen Thermosflaschen gesehen hatte. - Als Maria ihre Hand ins Loch hineinstreckte, konnte sie das Glas nicht fühlen. Plötzlich stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und zog ihre Hand rasch zurück. Ihre Finger waren ganz zerschnitten und schmerzten sehr. Einige Augenblicke starrte sie fassungslos auf das Loch unter der Eiche. Nur noch Scherben, aber keine einzige Münze! Dicke Tränen rollten über ihre Wangen. Sie vergaß ihre blutüberströmte Hand und setzte sich auf den Boden und weinte. Mit einem Mal durchzuckte sie ein Gedanke. Dem Herrn Jesus war nichts verborgen. Er wusste, wer das Geld genommen hatte und wo es jetzt war. Darum konnte Er auch helfen. „Herr Jesus!“, betete sie und hielt dabei ihre Tränen zurück. „Das Geld ist weg. Du weißt, es war nicht für mich, es war für Papas Geburtstagsgeschenk morgen. Du kannst helfen, dass ich das Geld wieder erhalte oder finde. Ich will Dir vertrauen und stille sein.“ Dann stand sie

auf und eilte nach Hause. Sie musste nun zuerst selber fertig werden mit ihrer blutenden Hand. Von dem, was sie erlebt hatte, wollte sie niemandem sagen. An seinem Geburtstag kam Vater früher heim als gewöhnlich. Die Mutter und auch Ruth brachten gleich ihre Geschenke. Maria stand traurig daneben. Als sie noch beisammen waren, hörten sie ein Klopfen an der Haustüre. Maria lief schnell zur Tür. Sie war froh, dass sie eine Entschuldigung hatte und hinausgehen konnte. Wie überrascht war sie, als Georg, der Junge aus dem Nachbarhaus, vor der Tür stand! „Maria“, fing er gleich an, „wie gut, dass du da bist. Ich muss dir etwas sagen, was mich schon einige Tage quält.“ Er schluckte und fuhr fort: „Als du vor einer Woche zu deinem Versteck gingst, saß ich in einer Eiche und beobachtete dich. Nachdem du weg warst, da - nun, da nahm ich das Geld und zerbrach das Glas. Ich wollte einen Spaß machen. Ich habe dir wehgetan. Und mehr noch, ich habe genommen, was mir nicht gehörte. Wie könnte ich wieder mit dir spielen, wenn ich das Geld behalten würde! Da wäre der Herr Jesus sehr traurig. Bitte, vergib mir!“ Georg streckte Maria die rechte Hand hin. Mit seiner linken Hand hielt er ein größeres Paket umklammert. Georg zögerte etwas. „Maria, gestern war ich wieder im Wald. Ich habe gesehen, wie du dich geschnitten hast, und ich habe auch dein Gebet gehört. Da, nimm dieses Paket! Es ist eine Thermosflasche drin, eine bessere und schönere, als du hättest kaufen können. Ich habe noch von meinem Ersparnen dazugelegt.“ Bevor Maria auch nur antworten konnte, war er verschwunden. Sie strahlte. Ihr Herz war voll Freude. Sie umklammerte mit beiden Händen das Paket mit der Thermosflasche. Sie musste gerade jetzt dem Herrn Jesus danken: „Herr Jesus, ich danke Dir, dass Du mein Gebet erhört hast. Du bist treu, Du verlässt Deine Kinder nie.“ Marias Augen leuchteten, als sie das Wohnzimmer wieder betrat und Vater das Paket hinstreckte: „Mein Geschenk für dich, Vater!“ - „Auch du hast an mich gedacht?“ - „Schon lange, Vater!“ Aber dass der Herr Jesus ihr dieses Geschenk neu anvertraut hatte, das blieb ein Geheimnis zwischen Ihm und ihr.

Es kommt doch an den Tag



„Guten Tag, Mutter!“, rief Eduard, als er die Küche betrat. Er schaute dabei die Mutter nicht an und sprang in sein Zimmer. „Etwas stimmt nicht mit Edi“, überlegte die Mutter. „Er läuft so schnell weg in sein Zimmer; er meidet es, mir zu begegnen. Ob er wohl etwas vor mir verbirgt?“ Am Abend atmete Edi erleichtert auf, als er den Gutenachtkuss von der Mutter erhalten hatte und als sie beim Hinausgehen das Licht ausdrehte. Jetzt endlich war der Augenblick gekommen, die Hefte zu lesen, die er hatte verstecken müssen. Er kroch unter die Bettdecke, zündete die Taschenlampe an und bahnte sich einen Weg bis unten an das Fußende. Dort unten lagen seine „Schätze“. Dann begann er zu lesen. Wenn ein Heft ausgelesen war, kam das nächste an die Reihe. Humoristische Bilder, schlechte Witze, sogar Kriminalromane waren dabei. Edi wusste, dass die Eltern ihm nie solche Bücher kaufen würden, ja dass sie sogar betrübt wären, wenn sie wüssten, dass er sich die Hefte anderweitig beschaffte und darin las. Schließlich war Edi doch müde. Er vergrub seine Hefte, löschte seine Lampe und legte sich schlaftrunken in sein Kissen. Alles Gelesene spukte in seinen Gedanken herum, dass er nicht einmal daran dachte, seine Hände zu falten und zu beten. Einige Tage vergingen, doch jeden Abend las er unter seiner Decke. Edi schien dieses Versteck sicher, weil er sein Bett selber machte. Doch an einem Vormittag fand die Mutter diese Hefte. Sie war entsetzt über Titel und Bilder. Ihr Herz war betrübt. Sie dachte an Edi. Es tat ihr weh, zu merken, mit was für Schund und Schmutz er heimlich seine Gedanken belastete. Sie wurde still und betete: „Herr Jesus, öffne Du Edi die Augen, dass er versteht, was er mit diesem Lesestoff anrichtet.“ Am Mittag kam Edi nach Hause. Die Mutter sagte zu ihm: „Komm, Edi, wir wollen heute zuerst einmal miteinander dein Bett ordentlich machen. Ich habe heute morgen beachtet, wie uneben es am Fußende ist.“ - „Mutter, mein Bett ist schon gut gemacht!“ - „Nein“, beharrte die Mutter, „du musst eben lernen, dein Bett so gut zu machen, dass keine Buckel und Höcker entstehen.“ „Ich kann dies allein tun!“, schlug Edi etwas verlegen vor. - „Ich helfe

dir gerne!", und schon war die Mutter in Edis Zimmer. „Was willst du tun?“, fragte Edi zögernd. Die Mutter zog den Bettüberwurf weg und griff nach der Wolldecke. „Nein, nein“, wehrte Edi, „mach das nicht!“ Jetzt zog die Mutter das Leintuch weg, und all die Hefte am Bettende lagen offen da. Edi meinte, er müsste im Erdboden verschwinden. Er schämte sich und senkte den Kopf. Er wusste ja, dass Vater und Mutter nicht haben wollten, dass er solche Hefte las. „Edi“, sagte die Mutter streng, „woher hast du diese Hefte?“- Walter hat sie mir gegeben.“ „Du gibst Walter heute noch alles zurück.“ Edi musste gehorchen und brachte alles weg. Als Edi sich beim Nachtessen an seinen gewohnten Platz setzte, bemerkte er, dass gar kein Teller für ihn da war. „Seltsam!“, dachte er. Vater betete. Dann stellte die Mutter einen rostigen Blechdeckel mit allerlei Abfall vor Edi hin und sagte: „Hier ist dein Abendbrot.“ Edi schaute seine Mutter entsetzt an. „Mutti, das kann ich doch nicht essen! Kartoffelschalen, Kaffeesatz, faule Salatblätter ...“ „Vorwärts, iss ...“, meinte die Mutter. „Ich kann doch diesen Unrat nicht essen ...!“ Tränen standen in Edis Augen. „Es ist alles so schmutzig, ich werde nur krank davon.“ Die Mutter setzte sich zu Edi hin. „Du hast recht. Die schmutzigen Dinge geben dir Magenweh. Was aber mit deinem Herzen? Was geschieht, wenn du deine Gedanken mit Unrat anfüllst?“ Edi dachte sofort an die gräulichen Hefte. „Wenn wir sündigen, böse Bilder ansehen und Geschichten lesen, die uns beschmutzen, dann leidet die Seele. Das ist viel gefährlicher.“ Die Mutter nahm den Blechdeckel fort und stellte einen Teller hin. Edi stand auf. Er trat zu Vater und Mutter hin und sagte mit zitternder Stimme: „Verzeiht mir, bitte, ich habe Sünde getan. Mein Leben soll von jetzt an dem Herrn Jesus Freude und nicht Unehre bereiten. Ich will mein Herz nicht beschmutzen.“ „Wir freuen uns über deinen Entschluss, Edi“, erwiderte der Vater. „Der Herr Jesus wird dich daran erinnern und dir helfen. Vergiss es nie: Was du anschaust und was du liest, ist dir zum Wohl oder zum Verderben.“ Edi nickte verständnisvoll, denn er wusste, wie sehr seine Gedankenwelt verunreinigt worden war und wie seine Liebe zu Jesus erkaltet war. Nun aber war ganz neu die Freude in sein Herz eingeleitet. Das Heimliche war weg.

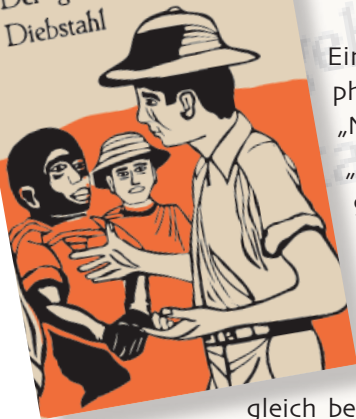


Wie Gott Willis Gebet erhörte

In Gedanken versunken ging Willi von der Sonntagsschule nach Hause. Das war eine schöne Geschichte, die der Sonntagsschullehrer erzählt hatte, und, wie alle biblischen Geschichten, sie war wahr. Es waren Steuern zu bezahlen, und der Herr Jesus hatte Petrus geheißt, er solle fischen gehen. Der erste Fisch, den er fangen würde, werde ein Geldstück in seinem Mund haben. So ging Petrus fischen, und wirklich hatte der erste Fisch, den er fing, ein Geldstück im Mund und die Steuern konnten bezahlt werden! Willis Mutter war eine Witwe, sie war sehr arm. Je mehr Willi darüber nachdachte, umso gewisser schien es ihm zu sein: Was der Herr Jesus für Petrus tun konnte, das konnte Er auch für Willis Mutter tun. Willi betete und sparte seine Rappen zusammen, bis er einen ganzen Franken hatte. Dann eilte er zum Fischhändler. „Was kann ich für dich tun, Kleiner?“, fragte der Fischhändler, als Willi in seinen Laden trat, seinen kostbaren Franken fest in der Hand haltend. „Ich hätte gern einen Fisch - einen großen“, sagte Willi. Der Fischhändler schaute fragend drein. Ein großer Fisch kostete mehr als einen Franken. „Ich brauche eigentlich nur einen Fischkopf“, erklärte Willi voller Hoffnung. „Er braucht keinen Leib zu haben.“ Das war natürlich anders, und der Fischhändler verschaffte prompt einen großen Fischkopf. Er wickelte ihn in Zeitungspapier ein, und Willi trug ihn stolz nach Hause. „Mama“, rief er aufgeregt, sobald er ins Haus kam, „sieh, was ich habe!“ „Was hast du denn?“, fragte sie. „Es ist zur Bezahlung unserer Rechnungen!“, sagte er und hüpfte vor Aufregung von einem Bein auf das andere. „Wie bei Petrus!“ Und er erzählte ihr die Geschichte von dem Geldstück in dem Mund des Fisches. Du kannst sie nachlesen im Matthäus-Evangelium, Kapitel 17, Verse 24-27. Miteinander öffneten Mut-

ter und Sohn den Mund des Fisches - aber sie fanden kein Geldstück! Willis Glaube zerbrach beinahe. Er warf sich auf sein Bett und weinte, bis er endlich einschlief. Unterdessen schaute die Mutter flüchtig die Zeitung an, in die der Fischkopf eingewickelt war. Zu ihrem Erstaunen entdeckte sie plötzlich ihren eigenen Namen in dem Inserat eines Rechtsanwalt-Büros. Sie las weiter und fand, dass sie aufgefordert wurde, sich mit diesem Büro in Verbindung zu setzen, wo sie etwas zu ihren Gunsten erfahren werde. Ja, du hast es erraten! Ein Verwandter, mit dem sie keinen Kontakt mehr gehabt hatte, war gestorben und hatte ihr eine Geldsumme vermacht. Als Willi das vernahm, strahlte er über das ganze Gesicht. „Dann hat Jesus mein Gebet doch erhört!“, rief er aus. „Ohne den Fischkopf hättest du nie von dem Geld gehört!“ Diese Geschichte ist wahr, und sie sagt uns, dass ein einfaches Gebet im Glauben immer eine Wirkung hat - auch wenn die Erhörung nicht unbedingt so geschieht, wie wir es erwartet hatten!

Der geheimnisvolle Diebstahl



Ein langer, tiefer Pfiff war draußen zu hören. Stephan, der Sohn eines Missionars, horchte auf. „Nufu ruft mir, Mutter. Darf ich zu ihm gehen?“

„Wenn du in einer Stunde zurück bist, kannst du gehen.“ Stephan lief zum Tor, wo Nufu wartete.

„Was wollen wir heute tun, Nufu?“ Nufu überlegte. Dann rief er aus: „Du hast mir versprochen, mich lesen zu lehren!“ „Ja, das habe ich“, erwiderte Stephan. „Aber ich habe es ganz vergessen.“ „Aber ich nicht! Wollen wir nicht

gleich beginnen?“, sagte Nufu triumphierend. Stephan

sprang ins Haus zurück und holte Bleistift, Heft und ein gebrauchtes Lesebuch. „Komm, wir verstecken uns dort hinter den Büschen!“, meinte Nufu. „Warum in ein solches Versteck?“, fragte Stephan. „Das darf doch jedermann wissen, dass du lesen und schreiben lernst!“ Doch Nufu beharrte sehr darauf und wollte auch keine Erklärung geben. Stephan wusste, daß sein schwarzer Kamerad oft eigenartige Befürchtungen hatte, die mit alten Bräuchen des Stammes und der Religion zusammenhingen. Lange Zeit steckten die beiden Freunde ihre Köpfe hinter den Büschen zusammen. Als sie von der Arbeit müde geworden waren, verbargen sie Bleistift und Heft unter den dünnen, am Boden liegenden Blättern. Dort waren sie gut aufgehoben bis zum nächsten Tag. Das Lesebuch nahm Stephan ins Haus, wie die Mutter es befohlen hatte. Als die beiden am nächsten Tag an ihr Versteck zurückkehrten, fanden sie Bleistift und Heft nicht mehr. Die beiden suchten alles ab, aber umsonst. „Wusste jemand, dass wir hier waren?“, wollte Stephan noch wissen. „Wir haben uns doch mit Absicht versteckt, so dass niemand etwas merken sollte.“ Enttäuscht machten sie sich auf den Rückweg. Plötzlich entdeckte Stephan weiße Papierstücke am Boden. Stephan legte die gefundenen Stücke auf seine Handfläche und streckte die Hand Nufu hin. „Unser Heftpapier. Wer mag es getan haben?“ Stephan holte einen anderen Bleistift und anderes Schreibpapier. Sie suchten miteinander ein neues Versteck, und nach getaner Arbeit vergruben sie ihr Schreibmaterial wieder unter den Blättern. Zu ihrem großen Erstaunen waren die Sachen am nächsten Tag wie-

der verschwunden. „Das ist doch eigenartig. Wenn das so weitergeht, schwindet mir aller Mut“, sagte Nufu traurig. „Nur nicht!“, ermunterte ihn Stephan. „Heute bleiben wir nachher auf der Lauer in einem Versteck und beobachten, was geschieht.“ Wieder vergruben sie die Schreibsachen, und dann versteckten sie sich im Gebüsch. Plötzlich raschelte es, und vorsichtig und nach allen Seiten Umschau haltend, kam jemand hinter den Büschen hervor. Es war ein Junge, so groß wie sie. Die beiden hielten den Atem an. Es war Mussa, einer ihrer Kameraden. „Mussa! Du bist der Dieb! Jetzt haben wir dich ertappt. Warum tust du so etwas?“ Mussa zitterte am ganzen Leib. „Ich sah euch von weitem und schlich mich heran. Es war mir so schwer, dass Nufu lesen lernen durfte und ich nicht. Darum habe ich euch hindern wollen ...“ „Was habt ihr drei denn zu besprechen miteinander?“ Der Missionar stand hinter den drei Buben. Stephan erzählte dem Vater alles. Der Missionar schaute Mussa an. Dieser stand zerknirscht da. Er sagte nur das eine: „Missionar, ich will doch auch in dem großen, dicken Buch lesen können, von dem du immer sagst, es sei Gottes Wort an uns. Ich will doch auch wissen, was der große Gott, der lebendige Gott mir sagt.“ Der Missionar wischte verstohlen die Tränen aus den Augen. Bis jetzt war jede Schularbeit auf der Missionsstation am Widertand der Alten des Stammes gescheitert. „Mussa und Nufu, ich werde auf der Missionsstation eine Schulklasse beginnen mit euch und mit andern von euren Freunden. Kommt zahlreich, von morgen früh an jeden Vormittag.“ Die Jungen erschienen am nächsten Tag voller Erwartung und brachten noch andere mit. Sie lernten lesen und schreiben, aber sie lernten auch Gottes Wort kennen. Sie hörten von Jesus, dem Retter, der Sünde wegwaschen konnte. Nufu und Mussa wussten, dass viel Böses in ihrem Leben war, was sie in stillen Stunden bedrückte. Sie brauchten einen Retter und Helfer. Aber ob wohl dieser Jesus wirklich nach ihnen fragte? Nach einigen Wochen kam der große Tag für den Missionar, an welchem Nufu und Mussa, die ersten Jungen in dem streng mohammedanischen Dorf ihr Herz für Jesus öffneten und Ihn einziehen ließen. Die Liebe Jesu, die sie auch im Leben und Dienst der Missionarsfamilie wiederfinden konnten, hatte ihre Herzen überwunden.



Leo macht eine Entdeckung

Es war Sonntagnachmittag. Die Sonne schien warm, und Leo machte einen Spaziergang im Park. Es waren unten am Fluss viele mächtige Felsen. Leo kletterte sehr gern auf diese Felsen. Er war noch nie oben auf dem größten Felsen gewesen. Es war zu gefährlich. Heute aber kletterte er auf diesen hohen Felsen. Der Fels war in der Mitte gespalten. Leo kroch behutsam bis zum Rand der Spalte. Es war dort unten tief und dunkel. Dort hinunter würde er nicht gern fallen, so dachte er. Leo lag im Sonnenschein oben auf dem Felsen. Er dachte daran, was sein Sonntagsschullehrer ihn an jenem Morgen gefragt hatte. „Bist du ein Kind Gottes?“, hatte er ihn nämlich gefragt. „Ich versuche es“, antwortete Leo. „Was verstehst du darunter, Leo?“ „Ich versuche, gut zu sein“, sagte Leo. „Wir werden nicht Kinder Gottes durch Gutsein, Leo. Wir werden Kinder Gottes, wenn wir Jesus Christus als unseren Heiland annehmen.“ „Aber sollen wir nicht gut sein?“ „Doch! Aber Gott macht uns gut. Er vergibt uns unsere Sünden. Jesus ist für unsere Sünden gestorben. Wir können uns nicht selber erretten. Jesus ist der Retter.“ Leo schüttelte den Kopf. „Ich glaube trotzdem, dass wir gut sein müssen, um gerettet zu werden“, sagte er. Leo erhob sich und schaute wieder in die Spalte hinunter. Plötzlich glitschte sein Fuß aus, und er fiel hinunter, hinunter, hinunter, bis er ganz unten in der Spalte war. Leo dachte, er könne schon hinaufklettern. Er begann, vorsichtig auf der Seite hinaufzusteigen. Als er halbwegs oben war, glitschte er aus und fiel ganz hinunter. Er probierte es immer wieder, aber jedes mal glitschte er aus und fiel auf den Boden zurück. Ich kann mich nicht selber erretten, entschied er. Wenn mir niemand hilft, werde ich hier niemals herauskommen. Meine Familie wird nie erfahren, was mit mir geschehen ist. Mein Hund wird mich nie wieder sehen

Mutti und Vati werden trostlos weinen. Leo begann zu schreien: „Hilfe! Hilfe! Hilfe!“ Er horchte, aber niemand antwortete. Er fuhr fort zu rufen, doch niemand hörte ihn. Oben entdeckte er ein Flugzeug. Leo winkte mit der Hand und schrie um Hilfe. Natürlich sah und hörte ihn der Pilot nicht. Dann schien ihm eine innere Stimme zu sagen: „Leo, bitte Gott, dich zu erretten. Du kannst dich nicht selber erretten. Gott kann es.“ Leo betete: „Lieber Herr Jesus, bitte errette mich. Ich kann mich nicht selber erretten. Hilf mir, sonst sterbe ich. Bitte hilf mir, lieber Herr Jesus!“ Leo wiederholte dieses Gebet immer wieder. Plötzlich hörte er seinen Vater rufen: „Leo! Leo! Wo bist du?“ „Hier bin ich!“, antwortete er, aber die Stimme verhallte. Der Vater hatte ihn nicht gehört. Es wurde dunkel. Leo schlief ein. Er wurde durch den Schein eines Lichtes oben auf dem Felsen geweckt. Er schrie: „Hilfe! Hilfe! Ich bin hier unten.“ Einige Männer ließen den Vater an einem Seil hinunter. Er schlang das Seil um Leo, und sie zogen ihn herauf.

„Wie hast du mich gefunden?“, fragte Leo. „Als du nicht nach Hause gekommen bist, kam ich hierher, um dich zu suchen“, sagte der Vater. „Ich ging bei diesem Felsen vorbei, aber ich sah und hörte dich nicht. Schließlich entschied ich mich, du seiest nicht in dem Park und ging weg. Als ich hierher zurückkam, sah ich deine Fußstapfen im Schlamm. Ich lief, um Hilfe zu holen, und dann fanden wir dich.“ Leo sagte: „Vater, ich habe etwas herausgefunden. Ich kann mich nicht selber erretten. Ich brauche Jesus, dass Er mich errettet.“



Thomas erwachte am Schlagen der Kuckucksuhr. Es war zwölf Uhr - Mitternacht. Thomas hatte auf einmal das Gefühl, als wenn irgendetwas nicht in Ordnung wäre. „Urs, wach auf!“ Er weckte seinen Bruder und rüttelte ihn dabei an der Schulter. „Was ist denn los, Thomas?“, fragte er. „Ist was passiert?“ Und damit war er hellwach. Die beiden bemerkten, dass das Licht im Wohnzimmer brannte, aber die Eltern waren nicht da. Auch waren sie nicht im Schlafzimmer.

„Ich habe ein ganz unruhiges Gefühl, als ob etwas los wäre!“, fuhr Thomas nach einigen Minuten Stillschweigen fort. Urs wurde kreidebleich. „Meinst du, es sei ein Unglück geschehen, ein Autounfall vielleicht und dass sie noch gar nicht von der Bibelstunde zurückgekehrt sind?“ „Nein, Urs“, erwiderte Thomas leise, „etwas viel Schlimmeres. Erinnerst du dich daran, wie wir am Sonntag vor acht Tagen in der Sonntagsschule hörten, dass Jesus Christus wiederkommt, um die Seinen zu sich in den Himmel zu holen?“ Urs nickte. „Ich glaube, Er ist schon gekommen! Er hat Papa und Mama schon geholt, und wir sind zurückgelassen worden. Mich konnte Er ja nicht mitnehmen, weil ich Ihm nicht gehöre ...“ „Mich auch nicht ...“, rief Urs erschreckt aus. „Ich habe mir immer gedacht, ich könne warten, bis ich älter bin. Aber ich hätte mir nicht träumen lassen, dass Jesus schon so bald kommen würde.“ Angst und Schrecken standen auf seinem Gesicht geschrieben. „Was sollen wir nun tun?“ „Ich weiß es nicht!“, seufzte Urs vor sich hin. „Thomas, weißt du denn ganz sicher, dass dies der Grund ist für die Abwesenheit der Eltern? - Komm, wir schleichen hinüber zum Haus der alten Frau Hauser. Wenn sie auch nicht mehr da ist, dann ist Jesus bestimmt gekommen.“ Die beiden dachten nicht mehr an Schuhe, barfuß und nur in ihren Schlafanzügen liefen sie hinaus aus dem Haus, über den Hof und über die Straße zu einem kleinen Häuschen. Das Haus war völlig dunkel, alle Lichter waren ausgelöscht. „Sie ist sicher auch fort ...“, flüsterte Thomas. Doch plötzlich leuchtete heller Schein

aus einem der Fenster. Sie bemerkten, wie Frau Hauser die Tür öffnete, die Katze aus dem Haus ließ und wieder hineinging und das Licht auslöschte. Thomas und Urs gingen langsam und still in ihr Haus zurück. Noch immer war das Rätsel um die Abwesenheit der Eltern nicht gelöst. Aber das Gefühl, dass Jesus doch noch nicht gekommen war, hatte ihre Herzen erleichtert. „Urs“, begann Thomas, „ich will heute Nacht Jesus als meinen Heiland annehmen, damit ich bereit bin, wenn Jesus heute käme.“ „Wie können wir dies machen?“, fragte Urs. Thomas dachte nach. „Weißt du noch, wie wir den Bibelvers gelernt haben ‚Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, denen die an seinen Namen glauben‘? Damals hat Herr Keller uns erklärt: Jesus aufnehmen heißt, die Herzenstür weit aufmachen und Jesus bitten, hereinzukommen; dann zieht Er auch ein und macht zu einem Kind Gottes.“ „Ist dies denn wirklich so einfach?“, fragte Urs. „Ja, so einfach muss es sein. Komm, wir knien zusammen nieder und sagen es dem Herrn Jesus.“ Die beiden Brüder knieten nieder. Thomas betete als erster: „Herr Jesus, ich danke Dir, dass Du auch für mich gestorben bist. Komm in mein Herz! Mache ein Kind Gottes aus mir!“ Dann betete Urs, und als sie beide aufstanden, sahen sie einander an. Ihre Augen strahlten. Alle Angst war gewichen, tiefer Friede war in ihre Herzen eingekehrt. Als sie sich gerade anschickten, wieder in ihr Zimmer zu gehen, kamen die Eltern heim. Sie waren noch im Pfarrhaus gewesen und hatten über manche Dinge gesprochen. Dabei hatten sie nicht beachtet, dass es so spät wurde. „Was tut ihr denn noch hier an der Haustür? Ihr solltet doch längst schlafen?“, fragten sie nun. Thomas machte sich zum Sprecher und erzählte den Eltern bis in alle Einzelheiten, was sich seit Mitternacht abgespielt hatte. Vater und Mutter hatten Tränen in den Augen, als sie das vernahmen. „Kommt, Thomas und Urs, jetzt kommt es auf einige Minuten auch nicht mehr an. Wir beten noch alle vier miteinander. Ich - und auch Mutter - wir sind so dankbar und glücklich, dass wir jetzt alle vier dem Herrn Jesus angehören und bereit sind, wenn Er kommt.“

FEUER IM BUSCH



Balisa kam auf dem kleinen Buschpfad daherge-
rannt. Sie blieb erschrocken stehen, als sie aus
dem Busch trat und Vaters Stimme hörte. „Bali-
sa, wo bist du? Komm sofort her zu mir!“ Wenn
nur der Vater nicht fragte, wo sie gewesen war!
Gestern hatte er unfreundlich und drohend
von der weißen Missionarin gesprochen. Bali-
sa tat dies weh, denn die weiße Frau konnte
so spannende Geschichten erzählen von ei-
nem Mann, der Jesus hieß und der alle Buben
und Mädchen liebte, gleich ob sie weiße oder
schwarze Hautfarbe hätten. „Du musst mehr Arbeit haben, dann
hört das Weglaufen von selber auf!“, schimpfte die Mutter und blickte
zornig zu Balisa hinüber. Am nächsten Morgen hatte Balisa viele Ar-
beiten zu verrichten, aber sie hoffte, zeitig fertig zu werden, so dass
sie wenigstens den letzten Teil der neuen Geschichte von Jesus hören
könnte. Wenn nur der Vater nicht merkte, wohin sie ging! Sie zitter-
te bei dem Gedanken, er könnte sie bei den Missionaren erwischen.
Aber er war ja tagsüber meistens fort auf der Jagd. Einige Tage spä-
ter ließ die Aufmerksamkeit der Mutter nach. Balisa tat freudig und
schnell, was ihr aufgetragen war. Dann schlich sie auf Umwegen zur
Missionsstation. Ein Verlangen in ihrem Herzen zog sie dorthin, um
mehr aus Gottes Buch zu hören. Eines Morgens berichtete die Mis-
sionarin, wie die Feinde Jesu ihn anspieen, ihn banden, ihn schlugen
und dann ans Kreuz hängen ließen und wie Jesus alles still mit sich
geschehen ließ, weil Er die Menschen liebte und sie erretten wollte
aus der Knechtschaft des Bösen. Plötzlich kam der Vater zur Tür herein
und sah Balisa unter der Kinderschar. Sie ging zu ihm und erwartete
Schläge. Doch der Vater schaute dann nach vorne auf die Bilder und
hörte wie gebannt auf die Worte der Missionarin. Auf ihre Einladung
hin setzte er sich sogar. Als die Stunde beendet war, verschwand er
im Busch. Eine Woche später hörte Balisa, wie der Vater zur Mutter
sagte: „Komm mit mir! Du sollst auch die frohe Botschaft von Jesus
hören.“ Balisas Herz hüpfte vor Freude. Nun wusste sie, dass der Vater
ohne ihr Wissen weiter Gottes Wort gehört hatte. Im Stillen betete
sie für ihre Eltern, dass sie doch auch bald Jesus in ihr Herz aufneh-

men und Ihm angehören. Bald wurde ihr Gebet erhört und Vater und Mutter sagten Balisa, dass sie nun auch den Frieden in ihren Herzen hatten, weil sie Jesus-Jünger geworden waren. Doch darüber waren alle Dorfältesten empört. Eines Morgens zogen bunt bemalte Männer in Kriegsausrüstung gegen das Gehöft von Balisas Vater und schrieen, daß sie keine schwarzen Christen im Dorf dulden würden. Nun wurden die Eltern von Balisa mit Stricken gebunden und weggeführt, während Balisa selbst sich zuerst versteckte, aber dann den Weg verfolgte, den die Krieger gingen. Sie konnte beobachten, wie sie sich einem Gehöft außerhalb des Dorfes zuwandten. Dort hielten sie auch noch andere Christen gefangen. Erst als es dunkel wurde, wagte sich Balisa an dieses Gehöft heran. Sie wollte ihren Eltern Hilfe bringen, sie waren in Lebensgefahr. Aber wie? Plötzlich erschrak sie, als eine Stimme neben ihr flüsterte: „Psst! Doba ist hier.“ - „Doba? Was tust du hier?“ fragte Balisa verwundert. „Meine Eltern sind auch dort gefangen, weil sie an Jesus glauben. Aber weißt du, ich habe einen Plan. Ich will auf der andern Dorfseite Feuer an einen großen dünnen Holzhaufen legen und Lärm schlagen. Wenn die Wachen zusammenlaufen und das Feuer beobachten, schleichst du ins Gehöft und machst die Christen alle los. Dann flieht ihr alle nach Norden. Hast du Mut dazu?“ Balisa hatte eigentlich keinen Mut, aber dennoch sagte sie: „Abgemacht!“ Dann stahl sich Doba fort. Als das Feuer aufloderte, rannten die Wachen erschrocken fort. Balisa schlüpfte durchs Tor zu den Gefangenen, löste die Fesseln ... und dann ging es durch eine Mauerlücke fort in den Busch. Als die Wachen bald darauf zurückkamen, entdeckten sie, was geschehen war. In wilder Jagd rannten sie durch die Dunkelheit und suchten vergeblich nach den Ausreißern. Doba hatte sich auch zu den Flüchtenden gefunden. Tagelang zogen sie weiter, bis sie in einem Nachbarstamm andere Jesus-Jünger fanden. Diese waren gerne bereit, sie aufzunehmen und zu helfen. Am Sonntag war Gottesdienst. Balisas Vater stand auf und bezeugte, wie Jesus auch ihn gefunden hatte und wie sie in besonderer Weise in den letzten Tagen bewahrt worden waren vor den Feinden. Auch Dobas Vater stand auf und lobte den lebendigen Gott für Seine Wunder. „Und“, fügte er hinzu, „der große Gott hat Kinder gebraucht als Seine Werkzeuge!“

Hanspeter findet einen Weg



Fröhlich schlenderte Hanspeter die Straße hinunter. Morgen würde er mit seinen Klassenkameraden in die Stadt fahren dürfen, um den Zoo zu besuchen. Als Hanspeter eine Seitenstraße überquerte, fiel sein Blick auf das verwitterte, armselige Häuschen, in dem Albert Braun, einer seiner Klassenkameraden, zu Hause war. Jedes Mal, wenn Hanspeter Albert sah, kam er sich unendlich reich vor, denn Albert hatte ein verkrüppeltes Bein. Sein Vater und seine Mutter waren gestorben, als er noch ganz klein war, und nun hatte ihn eine Tante aufgenommen. Der schwächliche, blasse Junge humpelte jeden Morgen auf seinen Krücken zur Schule. Aber gerade an diesem Morgen hatte er gefehlt beim Unterricht. „Ob er wohl wieder krank ist?“, überlegte Hanspeter. Hanspeter schaute genauer hin und entdeckte Albert auf der Holzbank vor dem Hause. Seine Krücken hatte er an die Wand gelehnt. „Guten Tag, Albert!“, rief ihm Hanspeter zu. „Ist dir nicht wohl?“ „Mir war heute morgen ganz übel. Da ließ mich Tante Dora nicht fortgehen.“ Plötzlich stieg großes Mitleid in Hanspeter auf. Wie schwer war es doch für Albert, sein Leiden zu tragen! Er konnte nie mit den Kindern spielen, keine Spaziergänge machen. Kein Wunder, schauten Alberts Augen immer so traurig. Sein Gesicht war blass. Wie oft schon hatte er Albert klagen hören. „Um mich kümmert sich doch niemand!“ „Ich habe dich heute in der Schule vermisst!“, fing Hanspeter wieder an. „Ach, das glaube ich nicht!“, erwiderte Albert missmutig. „Du konntest doch mit den andern Kameraden laufen und spielen. Aber um mich kümmert sich doch niemand von euch.“ Hanspeter durchzuckte ein stechender Schmerz. Wenn er nur etwas wüsste, was die traurigen Augen aufleuchten lassen konnte! Was sollte er ihm sagen? Es war schwer, etwas für Albert zu tun. Aber es gab ja auch in Alberts Leben so wenig, das ihm Freude bereitete. „Ich

denke, du fährst morgen mit in den Zoo?", fragte Albert unerwartet. „Ja“, erwiderte Hanspeter. „Meine Fahrkarte steckt hier in meiner Tasche. Kannst du auch mitgehen?“ „Ach nein, ich mag auch nicht!“ Albert stieß mit seinem Fuß gegen die Krücken, so dass sie umfielen. Hanspeter lief sofort herzu und hob die Krücken auf. Dabei ging ihm plötzlich ein Gedanke durch den Sinn. Wenn ihm dieser Gedanke nur nie gekommen wäre! Hanspeter wollte umkehren und so schnell wie möglich nach Hause laufen, aber seine Beine waren schwer wie Blei. Sorgfältig stellte er die Krücken neben Albert hin. Dann atmete er tief. Er zog ein großes Stück Papier aus der Tasche, „Hier, Albert“, sagte er, „diese Fahrkarte ist für dich!“ Er streckte seine Fahrkarte Albert hin und legte sie in seine Hand. „Nein, nein, ich will sie nicht haben. Ich kann doch nicht deine Fahrkarte nehmen, Hanspeter!“, stammelte Albert. „Gewiss kannst du das. Ich bin ja letztes Jahr mitgefahren. Es wird ein fröhlicher Tag werden. Ich wünsche dir viel Vergnügen.“ Albert sagte kein Wort. Er saß da, wie wenn er überhaupt nicht reden könnte. Aber sein Gesicht strahlte vor Freude, seine Augen leuchteten und füllten sich langsam mit Tränen. „Hanspeter, du denkst an mich...?“ „Der Herr Jesus vergisst dich auch nicht!“, rief Hanspeter, drehte sich um und rannte davon. Zu Hause angekommen, lief er sofort zur Mutter. „Mutter, morgen fahre ich nicht mit in den Zoo! Ich bleibe zu Hause. Albert dauert mich, er ist noch nie dort gewesen, darum habe ich ihm meine Fahrkarte geschenkt. Sein Gesicht hat gestrahlt wie noch nie. Zuerst fiel es mir schwer zu verzichten, aber jetzt bin ich so glücklich, dass ich Albert diese Freude bereiten konnte. Nicht wahr, Mutter, so darf ich mithelfen. dass Alberts Herz sich bald öffnet für die Liebe des Heilandes!“ „Hanspeter“, antwortete die Mutter, „wie freue ich mich, dass du an Albert gedacht hast. Erweise ihm immer wieder Liebe, das tut ihm wohl. Und ich bin gewiss, wir werden bald erleben, dass Albert ein Eigentum des Herrn Jesus wird.“



„Wo ist meine Tochter?“, fragte Herr Wong, ein reicher chinesischer Händler in Nord-Borneo, ganz ungehalten. „Ich habe Wai zuletzt mit Rabu, dem Nachbarjungen, gesehen“, antwortete der Diener. „Schließ das Gartentor!“, donnerte Herr Wong und ging mit großen Schritten weiter; sein Seidenkleid knisterte, und seine mit Edelsteinen besetzten Ringe funkelten. Der Diener zögerte zuerst, aber dann schloss er lang-

sam die eine Hälfte des Tores. Dieses Tor war die einzige Öffnung in der hohen Mauer, die das große, graue Haus dort in Sarawak in Nord-Borneo umgab. „Wenn Wai noch hereinkommen will, soll sie die Glocke benützen.“ „Warte“, rief plötzlich eine Mädchenstimme, „ich komme auch noch!“ Der Diener öffnete, und Wai hüpfte herein. „Es tut mir leid, dass ich zu spät bin, Vater!“, entschuldigte sie sich. „Wo bist du denn gewesen?“, fragte der Vater barsch. „Rabu und ich waren im Haus des weißen Missionars. Ich habe mich ganz vergessen, so schön war es!“ - „Ich habe dir schon wiederholt gesagt, dass ich die neue Religion nicht liebe, du sollst wie deine Eltern die Ahnen verehren und unsere Götter. Hast du verstanden!“ - „In der Missionsschule kann ich lesen lernen, Rabu lernt es auch!“, erklärte Wai mit leuchtenden Augen. - „Mädchen brauchen nicht lesen zu lernen. Deine Mutter soll dir mehr Näharbeit geben.“ Damit wandte sich Vater Wong dem Haus zu. Wochen vergingen. Wai war jeden Tag in der Missionsschule zu finden. Sie bemühte sich nur, rechtzeitig nach Hause zu kommen. Sie lernte gut lesen und schreiben. Aber vor allem lernte sie, wer Jesus war, und was Er für sie getan hatte. Dabei erwachte in ihr das tiefe Sehnen, ihr Herz dem Herrn Jesus zu öffnen und Ihn aufzunehmen. Eines Abends erklärte Rabu beim Nachhausegehen feierlich: „Weißt du, Wai, ich werde ein Verkündiger des Evangeliums, und wenn ich groß bin, gehe ich von Dorf zu Dorf und erzähle allen, dass sie Jesus

brauchen.“ Doch Wai meinte ein wenig traurig: „Ich möchte auch gerne dem Herrn Jesus gehören. Aber ich fürchte mich vor meinem Vater. Er will nichts davon wissen!“ Am folgenden Tag wollte die Missionarin wissen, warum Wai so traurig war. Wai fand den Mut und breitete ihren ganzen Kummer vor der Missionarin aus. „Komm, wir bringen alles, was dich bedrückt, dem Herrn Jesus!“ - „Darf ich denn das? Hört der Herr Jesus auch mich?“ - „Bestimmt! Sage Ihm ganz einfach, was du Ihm sagen würdest, wenn Er jetzt vor dir stünde!“ Wai wagte zum ersten Mal in ihrem Leben, zu dem Herrn Jesus zu beten. Sie brachte Ihm ihre Sünden und bat Ihn um Vergebung. Als sie miteinander gebetet hatten, war Wai so froh und glücklich; sie wusste nun, dass auch sie erlöst war. Als Wai an jenem Abend nach Hause kam, war das Tor schon geschlossen. Große Angst befiel sie. Was sollte sie tun? Es blieb ihr nichts anderes übrig, als die Glocke zu schlagen. „Wer ist draußen?“, rief der Diener hinter dem Tor hervor. „Wai ist da!“, rief sie zaghaft in die Nacht hinein. Das Tor ging auf, und Wai konnte hindurchschlüpfen. Der Diener sagte im Flüsterton zu Wai: „Dein Vater ist sehr zornig! Ich werde für dich zu Jesus beten!“ Wai sah den Diener mit großen, erstaunten Augen an. Es war also noch einer im Hause ihres Vaters, der an den Herrn Jesus glaubte. Das gab ihr Mut. Als Wai vom Hof in das Haus trat, kam ihr der Vater schon entgegen. Er hatte einen Stock bei sich. „Komm hierher zu mir! Ich will dich lehren, was du tun sollst!“ Der Stock fiel mehrmals auf ihren Rücken. Wai biss die Zähne zusammen; der Herr Jesus half ihr, dass sie nicht aufschreien musste unter den Schlägen ihres Vaters. „Hoffentlich weißt du jetzt, daß du deine Ahnen verehren sollst!“ Wai sah zu ihrem Vater auf: „Wenn du nur wüsstest, wer Jesus ist, du könntest auch nicht an Ihm vorbeigehen!“ „Geh sofort zu Bett, und zwar ohne Abendbrot! Ich verlange mit aller Strenge eines von dir, rede mir nicht mehr von Jesus!“ Der Vater sprach ganz ruhig, aber eisig kalt.

Wai ging zu Bett. Als sie in ihrem Zimmer allein war, weinte sie still vor sich hin. Aber gerade in diesem Augenblick, als alles so dunkel schien, kam ihr in Erinnerung, was der Herr Jesus zu Seinen Jüngern gesagt hatte, bevor Er gen Himmel fuhr: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Das tröstete sie, dass sie bald fest schlief. Am nächsten Tag gab Herr Wong Befehl, seine Tochter dürfe sich unter keinen Umständen allein aus dem Haus entfernen. Wai war ganz unglücklich, als man ihr dies mitteilte. Am meisten bedrückte sie, dass sie nun nichts mehr von der Bibel hören konnte. Sie faltete ihre Hände und betete, und bald war es in ihrem Herzen wieder ganz ruhig geworden. Gegen Abend kam Rabu sie besuchen. Er brachte ihr eine Bibel mit und erzählte ihr die Geschichte und was sie miteinander gelernt hatten. Welche Freude für Wai! Wenn sie auch zu Hause bleiben musste, so hatte sie jetzt das Wort Gottes, und sie konnte darin lesen. Ganz bestimmt würde ihr der Herr Jesus jeden Tag die nötige Kraft geben, um Seinen Namen zu bekennen und tapfer zu bleiben. Nach einigen Wochen kam die Missionarin zu Herrn Wong. Sie sprach lange mit ihm. Er erklärte sich einverstanden, dass Wai die Schule wieder besuchen dürfe. Zwei Jahre später fand auch er Ruhe und Frieden in dem Herrn Jesus. Und wenn ihm jemand die Frage stellte: „Warum hast du den Glauben deiner Väter verlassen?“, gab er immer wieder dieselbe Antwort: „Wai hat mit ihrem Wandel bezeugt, was der Herr Jesus vermag. Das hat mich überwunden.“



Die ganze Familie saß um den großen Tisch herum. „Andreas“, sagte der Vater zu dem ältesten der vier Kinder, „ich bin auf deine Hilfe angewiesen. Ab übermorgen hast du Sommerferien.“ „Wie meinst du das, Vati?“, fragte der bleiche, schmale Junge erstaunt. „Ich habe heute noch zwei Kühe gekauft zu der alten ‚Lise‘ hinzu. Nun ernenne ich dich zum Kuhhirten für diesen Sommer.“ „Vati, bitte, nicht!“ Andreas schaute den Vater verzweifelt und hilflos an. „Ich habe Angst ...“ „Angst? Vor wem denn? Vor den Kühen?“ „Nein, nicht vor den Kühen. Die Kühe habe ich gern. Aber mir ist bange, wenn ich stundenlang allein auf der Wiese sein soll. Niemand geht dort vorbei, die Wiese ist so abgelegen.“ „Was könnte dir dort geschehen? Du brauchst dich bestimmt nicht zu fürchten. Denke daran, dass wir das einzige Bargeld diesen Sommer von dem Verkauf der Milch bekommen. Diese Arbeit ist nicht schwer für einen zehnjährigen Jungen. Also ab Montag ist es deine Aufgabe. Ich rechne damit.“ Andreas sah den Vater mit großen Augen an. Er musste dreimal schlucken, um die Tränen zu unterdrücken. Als das Abendessen vorüber war, schlich Andreas hinaus in die kleine Scheune. Er setzte sich in eine Ecke aufs Heu und weinte vor sich hin. Am Sonntagmorgen in der Sonntagsschule war er unaufmerksam und unbeteiligt. „Andreas, was ist los mit dir?“, fragte der Sonntagsschullehrer beim Abschied. „Ist dir nicht wohl?“ Andreas schüttelte den Kopf, und dann erzählte er alles. „Gehorchen musst du“, sagte Herr Keller. „Aber erinnerst du dich noch an die Geschichten von David? Er war auch Hirte bei den Herden seines Vaters, und sicher war ihm auch oft bange in den einsamen Gegenden. Weißt du, was er dort lernte?“ Andreas verneinte. „Er betete zu Gott und bat, der Herr möchte doch alle Furcht von ihm nehmen. Er betete nach Psalm 56: ‚Wenn ich mich fürchte, so hoffe ich auf dich, Gott.‘ So sehen wir, dass David sein ganzes Leben lang nicht vergessen hat, was er als Hirtenjunge gelernt hat. Mach’s wie David! Ich bin gespannt zu hören, wie es dir ergangen ist.“ Der Montag kam. Andreas trieb seine Kühe hinaus

auf die Wiese. Der Tag schien kein Ende nehmen zu wollen. Niemand ging vorbei, alles blieb still. Selbst am Abend zu Hause, war Andreas noch bedrückt von der Einsamkeit. Am folgenden Tag wurde er draußen von einem Regenschauer überrascht. Er kam völlig durchnässt zu Hause an. Die Mutter hatte trockene Kleider bereit, so dass er sich sofort umziehen konnte. Aber er blieb bedrückt. Als er zu Bett gehen sollte, schämte er sich vor sich selber. Zwei Tage waren gut vorbeigegangen. Alle zu Hause waren lieb zu ihm, und er war mürrisch gegen alle gewesen. Er konnte nicht einschlafen. Er dachte an David. David war Schafhirte gewesen, er war Kuhhirte. Draußen bei den Schafen hatte David gelernt, mit seiner Schleuder umzugehen, er hatte auf seiner Harfe gespielt und gesungen: „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“ Davids Geheimnis war also das tiefe Wissen, dass der lebendige Gott bei ihm war.

Andreas wurde still und betete: „Herr Jesus, Du lässt mich nie allein. Du bist bei mir, jetzt und morgen auf der Wiese. Ich danke Dir.“ Kurze Zeit später schlief Andreas tief und ruhig. Am Morgen stand er fröhlich auf und ging freudig an die Arbeit. Draußen auf der Wiese zog er seine Mundharmonika aus der Tasche und spielte alle Lieder, die er kannte. So war er glücklich und zufrieden und die Zeit flog nur so dahin. Am Abend bastelte er mit Vater zusammen eine kleine Steinschleuder. Wie bei David musste es sein! Nun hatte er genügend Zeit, sich beim Hüten in der Treffsicherheit zu üben. Vor dem Zubettgehen las er jeweils die Geschichten von David oder einen Psalm von David oder auch das zehnte Kapitel des Johannes-Evangeliums, das so viel vom guten Hirten redet. Die Wochen vergingen, Andreas wusste nicht, wie. Als die Ferien zu Ende waren, tat es Andreas aufrichtig leid. Er hätte seine Erfahrungen als Hirtenjunge nicht missen wollen. Gott hatte sein Gebet erhört, und er hatte die Nähe seines Heilandes verspüren dürfen. Er hatte gelernt, jeden Tag seinem Heiland zu vertrauen und Ihm für Seine Hilfe zu danken. Gott hatte ihm geholfen im Kampf gegen den Riesen „Angst“. Es stand ja in Gottes Wort geschrieben: „Der Herr, dein Gott, ist bei dir, ein starker Heiland.“ Diesem starken Heiland wollte er sein Leben Tag für Tag anvertrauen.

Theos Muttertagsgeschenk



THEO hielt seine Hand fest über dem Fünffrankenstück in seiner Hosentasche. Er ging von Laden zu Laden und suchte nach einem schönen Geschenk für seine Mutti zum Muttertag. Alles, was ihm gefiel, kostete mehr als fünf Franken. Er eilte über die Straße zum Kaufhaus. Das erste, was seine Augen entdeckten, als er den Laden betrat, war ein bunter Drache. Er dachte daran, welchen Spaß er vor einigen Tagen mit Martins Drachen gehabt hatte. „Martin ist erst acht, und ich

bin zehn Jahre alt. Ich sollte doch auch einen Drachen haben“, so dachte Theo. „Ich liebe meine Mutti, und ich möchte ihr ein schönes Geschenk kaufen, aber ich sollte doch auch einen Drachen haben wie Martin“, sagte er sich. Ehe er wusste, was er tat, streckte er dem Verkäufer sein Fünffrankenstück hin. Dieser packte ihm den Drachen ein und gab ihm zwei Franken fünfzig zurück. Theo machte große Augen. Sein Herz klopfte bis zum Hals hinauf. „Ich dachte, er koste nur einen Franken fünfzig“, stammelte er. Theo schämte sich so. Er schaute auf das Geld in seiner Hand und fragte sich, was er damit wohl noch für seine Mutti kaufen könnte. Langsam ging Theo zum Blumenstand hinüber. Immer, wenn er nach dem Preis einer Pflanze fragte, die ihm besonders gut gefiel, kostete sie mehr als zwei Franken fünfzig. Dann ging er zum Tisch mit den Süßigkeiten. Es war ihm ums Weinen zumute, denn auch die kleinste Schachtel Pralines kostete vier Franken fünfzig. Er wollte doch seiner Mutti nicht nur eine billige Tüte Bonbons geben. „Was soll ich nur machen?“, stöhnte Theo. Das große Paket unter seinem Arm ärgerte ihn nun so, dass er anfang es zu hassen. Er schaute auf die Uhr. Zwanzig Minuten vor vier. Bald würde der Laden geschlossen werden. „Was soll ich tun? Morgen ist Muttertag“, seufzte er. Da kam Martin herein und stieß beinahe mit ihm zusammen. „Was hast du in dem Paket?“, fragte er. „Ich habe den gleichen Drachen gekauft wie du, aber hätte ich es nur nicht getan!“ „Ich dachte, du wolltest gern einen solchen Drachen haben“, sagte Martin. „Ja, schon, aber ich habe mein einziges Fünffrankenstück ausgegeben.“ Er

zeigte Martin die zwei Franken fünfzig in seiner Hand. „Das geschieht dir recht, du Geizhals!“ Ich habe zehn Franken gespart für das Muttertagsgeschenk. Ich habe Mutti ein schönes Halstuch gekauft. Es ist sehr hübsch und ganz weich. Nun kann ich ihr noch etwas Süßigkeiten kaufen. Meine Mutter ist fabelhaft! Es gibt nichts, das zu teuer für sie wäre.“ „Meine Mutti ist auch fabelhaft“, sagte Theo, und seine Unterlippe begann zu zittern. „Du handelst aber nicht danach, wenn du deine einzigen fünf Franken nimmst und zuerst für dich selbst ein Geschenk kaufst“, sagte Martin. Heiße Tränen füllten Theos Augen, und voller Scham senkte er den Kopf. Er liebte seine Mutter, aber er wusste, dass er selbstsüchtig war und immer zuerst an sich selbst dachte. „Martin, willst du mir nicht aushelfen? Nimm doch den Drachen und diese zwei Franken fünfzig und gib mir dafür fünf Franken. Die zwei Franken fünfzig gebe ich dir nächste Woche zurück, und den Drachen kannst du behalten!“ „Abgemacht!“, rief Martin. „Danke vielmal“, sagte Theo, nahm die fünf Franken und gab Martin den Drachen und die zwei Franken fünfzig. „Herr Jesus, hilf mir, dass ich jetzt ein schönes Geschenk für Mutti finde!“ So betete Theo, als er zum Blumenstand hinüber eilte. Er schaute die schöne purpurrote Hyazinthe an und hätte sie gern gekauft, aber sie kostete fünf Franken sechzig. Der Verkäufer fragte: „Möchtest du diese schöne Pflanze für deine Mutter kaufen?“ „Ja, aber ich habe nur fünf Franken“, sagte Theo. „Hör mal, Kleiner“, sagte der Verkäufer. „Weil es schon fast Zeit zum Ladenschluss ist, gebe ich dir diese hübsche Pflanze für nur fünf Franken.“ Theo wusste kaum, was machen vor Freude. „Danke, Heiland!“, sagte er. Der Verkäufer schaute ihn verwundert an, aber es war Theo ganz gleich. Jetzt hatte er ein schönes Geschenk für Mutti. Der Verkäufer wickelte die Pflanze in schönes rosarotes Papier ein. Theo war es, als gehe er auf Luft, als er nach Hause eilte. Seine Schwester saß am Klavier, und Theo gab ihr ein Zeichen, als er die Treppe hinauf rannte, damit Mutti sein Geschenk nicht sehen sollte. Die Schwester lief ihm nach und rief aus: „O, Theo, das ist wunderbar! Du hast sicher viel Geld dafür bezahlt!“ Theo war es wohl in seinem Herzen; er wusste, dass seine Mutter Freude an der Hyazinthe haben würde.



„Vater, ich möchte gerne Missionarin werden unter den Mädchen und Frauen meines eigenen Volkes“, sagte das schmale, dunkelhaarige indische Mädchen Lily Singh. Die Augenlider des stolzen Inders zuckten, die Augen funkelten und verrieten seinen furchtbaren Zorn. „Ich habe einen großen Fehler gemacht“, antwortete der Vater mit stockender Stimme. „Ich habe dich in die Missionsschule ge-

schickt, weil ich dachte, dein Charakter sei stark genug, um der christlichen Religion zu widerstehen. Ich hätte nie gedacht, dass du unterliegen würdest.“ „Weil ich an den Herrn Jesus Christus glaube, muss ich ehrlich sein“, sagte Lily liebevoll. „Darum will ich auch vor dir mutig zu Jesus stehen.“ „Was für eine Schande bringst du über mich und die ganze Familie! Was tust du mir an! Seit dem Tode deiner Mutter habe ich nur noch dich. Wie kannst du nur diesen neuen Gott mehr lieben als deinen Vater?“, so kam es kalt und erbittert von den Lippen des Vaters. „Weil ich meinen Heiland so sehr liebe, darum liebe ich dich, wie ich dich nie zuvor geliebt habe“, erwiderte Lily. Tränen kamen in ihre Augen. Ihre Stimme zitterte, als sie fortfuhr: „Ich lebe hier im Reichtum, ich habe alles, was ich mir denken kann. Aber die Frauen Indiens leben und sterben in Furcht und Schrecken, im äußersten Elend, weil ihnen das Evangelium fehlt, das ich ihnen bringen kann ...“ „Genug jetzt!“, fuhr sie der Vater hart an. Doch dann wandelte sich seine Stimme. „Ich muss dir etwas zeigen. Komm mit!“ Lily verwunderte sich. Was hatte der Vater mit ihr vor? Sie folgte ihm in den Keller, dort öffnete der Vater eine Geheimtür. Sie gingen durch dunkle Gänge, von der Öllampe in Vaters Hand erhellt. Endlich kamen sie in einen Raum, wo viele kleine Kisten aufgestapelt waren. Der Vater kniete nieder, nahm eine der Kisten und öffnete das Schloss mit dem Schlüssel. Was

war das? Es glitzerte und glänzte, lauter kostbare Edelsteine. Der Vater füllte seine Hand und ließ die Edelsteine langsam in die Kiste zurückfallen. Lily staunte, welch ein Reichtum! Der Vater öffnete eine Kiste nach der andern, und jede war angefüllt mit den schönsten und in allen Farben leuchtenden Edelsteinen. Der Vater triumphierte. „Das ist der Reichtum der Singh-Familie, der von Generation zu Generation vererbt wurde. All das ist dein. Ich habe keinen anderen Erben. Aber du erhältst das Erbe nur unter der einen Bedingung: du musst deinem neuen Glauben entsagen.“ Die junge Inderin ging ein paar Schritte zurück. „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“, flüsterte sie vor sich hin. „Vater, diese Edelsteine kann ich nicht mitnehmen in die ewige Herrlichkeit, im Himmel brauche ich sie gar nicht. Ich habe etwas, was noch größeren Wert besitzt, schon hier auf Erden. Das ist mein Heiland, Er ist für mich das Kostbarste, was ich kenne.“ Eine Minute lang stand Ali Singh ganz versteinert da. Sein Blick verfinsterte sich, Angst und Verzweiflung packten ihn. All sein Reichtum konnte seine Tochter nicht abbringen von dem neuen Weg. Schweigend gingen die beiden den Weg zurück und setzten sich oben an einen kleinen Tisch auf der Terrasse. Die Dämmerung brach herein. Ali Singh befahl dem Diener, den Tee zu bringen. Eine Weile herrschte lautlose Stille. „Das Leben einer Missionarin ist hart und schwer, einsam. Hier zu Hause hast du alles, was du dir nur wünschen kannst.“ „Du bist so gütig, lieber Vater. Aber all das hat mich nie glücklich gemacht. Jetzt hat die Liebe Gottes mein Herz erfüllt, und es ist mein tiefstes Verlangen, die Botschaft dieser Liebe meinen indischen Schwestern zu bringen.“ „Unser Volk kann hassen. Du wirst von den Leuten als Verräterin deiner Kaste angesehen. Sie werden dir nach deinem Leben trachten und versuchen, dich umzubringen. Wie wird dir sein, wenn du dem Tod gegenüberstehst?“ „Mein Heiland lässt mich auch in der Stunde des Todes nicht allein. Er

wartet auf mich in der himmlischen Herrlichkeit“, antwortete sie mit leuchtenden Augen. „Hör auf damit! Du weißt nicht, was du sagst. Du hast nicht diesen Mut. Der Tod ist schrecklich, du wirst zittern und beben. Sei doch vernünftig, gib deinen neuen Glauben und deine Pläne auf!“ „Würdest du mich ziehen lassen, wenn du überzeugt wärest, dass ich völlig bereit bin, mein Leben für Jesus Christus hinzugeben?“ „Das werden wir sehen!“ Plötzlich wurden Lilys Lippen schneeweiß, und doch leuchtete ihr Gesicht von überirdischem Glanz überstrahlt. „Du verstehst das nicht, Vater, vielleicht später. Ich - ich bin - bereit zu sterben, wenn Gott es will ...“ Lily stellte ihre Teetasse hin und bestellte beim Diener einen Teller Milch. Als er den Teller brachte, bewegte sie sich nicht in ihrem Stuhl, aber sie befahl dem Diener, den Teller etwas entfernt auf den Fußboden zu stellen. Da kam plötzlich eine lange, gelblich-braune, schwarz-weiß gezeichnete Schlange unter dem Tisch hervor. Eine der giftigen Kobra-Schlangen glitt über den Boden auf den Teller zu. Der Diener schaute erstarrt. „Töte die Schlange!“, rief ihm Ali Singh zu. „Ich fühlte, wie die Schlange sich langsam um mein Bein legte, und ich fragte mich, ob mein Heiland mich zu sich holen wird in den Himmel.“ Lily fuhr fort: „Vater, siehst du nicht, dass Gott mir Mut gegeben hat angesichts des Todes? Ich brauche mich ja nicht zu fürchten vor dem Tod, denn der Herr Jesus hat mir den Weg zum ewigen Leben aufgetan. Ich gehe zu Ihm in der Stunde des Todes.“ Ali Singhs Stimme zitterte: „Ja, ich habe dies erkannt. Ich hätte dich lieber vergiften wollen, als dich Missionarin werden lassen. So finster und böse ist mein Herz. Dein Gott muss der wahre, lebendige Gott sein. Ich will und kann Ihm nicht länger widerstehen. Werde Missionarin, eine Botin deines Gottes, wenn du willst. Aber vergiss mich, deinen Vater, nicht! Sage auch mir mehr von Jesus Christus, deinem Heiland!“

Wie der Herr Jesus
den
kleinen
Willi
gebrauchte



Herr Jesus

Alle Kinder der Sonntagsschulklasse durften eine besondere Gabe bringen, die in die große Missionskiste gelegt wurde. Die Sachen wurden dann gut verpackt und nach Afrika gesandt, wo ein Missionar die Gaben an die Afrikaner weitergeben konnte. Willi hatte gehört, dass viele der Kinder von ihren liebsten Sachen hergaben. „Aber was kann ich wohl geben?“, überlegte er. - Willi stand ratlos vor seiner Spielzeugtruhe. Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke: „Welches Spielzeug ist mir wohl das liebste?“ Alles war ihm lieb. Da entdeckte er sein kleines Säcklein mit den Marmeln. Wie schön waren sie! Buntes, durchsichtiges Glas und die großen mit farbigen Mustern. Jawohl, die bunten Marmeln waren ihm das Liebste. Keinem andern Jungen könnte er sie schenken. Und Herrn Bader, dem Missionar? Willi zögerte einen Augenblick. Eine Stimme flüsterte ihm ins Ohr: „Du kannst doch deine Marmeln behalten. Was soll ein Missionar in Afrika mit Marmeln anfangen! Die nützen doch nichts. Gib etwas, was du selber nicht mehr brauchen kannst!“ Willi schaute auf seine Spielkugeln im Säcklein. Plötzlich richtete er sich auf und sagte fest entschlossen vor sich hin: „Nein, ich will dem Herrn Jesus das Schönste und Liebste geben. Er hat Sein Leben ganz für mich gegeben. Er ist es wert. Am nächsten Sonntag bringe ich meine Spielkugeln.“ Er erklärte es seiner Mutter. Sie wusste, dass diese Gabe für Willi ein richtiges Opfer bedeutete. Er hatte sich von seinem Lieblingsspiel zu trennen. Sie schaute Willi an und sagte: „Ich freue mich, wir wollen zusammen dafür beten, dass der Heiland deine Gabe gebraucht und sie segnet.“ So kam es, dass Willis Säcklein einen Platz fand in der großen Kiste, die nach Afrika gesandt wurde. Zu derselben Zeit ging Herr Bader durch große Schwierigkeiten und schrie zum Herrn, Er möge doch die harten Herzen öffnen für das Evangelium. Er spürte so viel Widerstand dem Worte Gottes gegenüber. Der Dorfhäuptling hatte gedroht, die Missionare hätten das Dorf innert 3 Tagen zu verlassen. Durch diese Nachricht war Herr Bader sehr niedergeschlagen. Doch wie gütig war der Herr! Am zweiten Tag wurde die große Kiste aus der Heimat auf die Missionsstati-

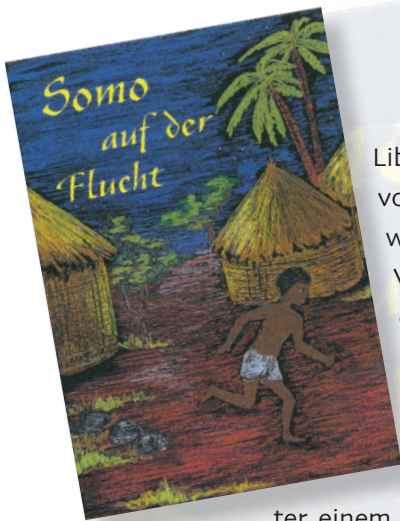
on gebracht. Herr Bader wurde getrost und freudig, denn er wusste es wieder: Zu Hause beten die Gemeinde und die Sonntagsschüler für mich und für die Menschen, zu denen der Herr Jesus mich gesandt hat. Herr Bader öffnete die Kiste und nahm die vielen Geschenke heraus. Fast zuunterst entdeckte er ein kleines Säcklein. „Marmeln!“, rief er erstaunt aus. Er fand ein kleines weißes Blatt Papier, mit Kinderschrift beschrieben: Mein Liebstes für den Heiland, der mich zuerst geliebt hat. Mit einem Mal klopfte jemand heftig an die Tür. „Wer ist draußen?“, rief Herr Bader. „Der Dorfhäuptling! Ich will noch einmal sagen, dass ihr morgen mein Dorf verlassen müsst.“ Herr Bader blieb ruhig, und es war, als ob ihm eine Stimme ins Ohr flüsterte: Gehe und zeige ihm die Spielkugeln! Er ging hin und holte das Säcklein. „Schau her, was ich heute morgen aus meiner Heimatstadt erhielt!“ So etwas war ganz neu für den Dorfhäuptling. Er nahm zögernd eine der bunten Kugeln in seine Hand und ließ sie auf seiner Handfläche hin und her rollen. „Warte! Ich komme wieder!“, rief er zurück, dann war er verschwunden. Einige Minuten später kam er wieder und brachte einige Männer aus dem Dorf mit. Es ging nicht lange, bis dreißig Männer um ihn herum standen. Sie wollten alle die Spielkugeln sehen, und Herr Bader konnte jedem der Männer eine Kugel geben. „Ich muss euch doch die Geschichte dieser Kugeln erzählen. Ein kleiner Junge hat sie für euch gegeben und mitgeschickt, weil er sein Liebstes und Bestes für den Herrn Jesus geben wollte. Er weiß, dass Jesus am Kreuz für ihn gestorben ist, und darum liebt er den Herrn Jesus. Der Junge liebt auch euch, er betet sicher auch für euch.“ „Ein kleiner weißer Junge schickt uns diese Kugeln, weil er Jesus liebt und weil er uns liebt?“, munkelten die Männer untereinander. „Ist das dieser Jesus, von dem du uns erzählst, Jesus, der Sohn Gottes?“ „Richtig!“ „Von diesem Jesus, dem Sohne Gottes, will ich mehr hören!“, rief einer der Männer. „Ich auch!“, tönte es von allen Seiten. „Missionar“, begann der Dorfhäuptling, „du kannst bleiben. Wir wollen jetzt hören, was für eine Botschaft du uns von deinem Gott auszurichten hast. Wir kommen heute abend wieder.“ Herr Bader schaute den Männern nach, bis sie verschwunden waren. Dann fiel er auf seine Knie, und ein Dankgebet stieg zum Himmel empor. „Herr Jesus, segne Du den Jungen, der sein Liebstes für Dich gegeben hat!“



TUBAS Herz klopfte wie nie zuvor. Gestern schon war der kleine Indianerjunge den ganzen Tag auf seinem alten Pony geritten, durch Schmutz und Schnee, durch tiefe Schluchten und kalte Täler. Jetzt aber war er am Ziel angelangt. Seit vielen Wochen hatte sich Tuba auf den Tag gefreut, an dem er zum ersten Mal die Schule besuchen konnte. Er rutschte von seinem schwarz-weiß gefleckten Pony herunter und schaute neugierig umher. So viele Häuser, alle aus weißen Steinen gebaut! Wie ganz anders waren die einfachen Hütten in den Bergen! Tuba band sein Pony fest und ging zu den anderen Kindern hinüber. „Denk doch“, sagte ein kleines Mädchen in der Navajo-Sprache, „bald werden wir auch die Sprache des weißen Mannes sprechen können.“ Tuba lächelte. „Ich kann die Sprache schon“, sagte er stolz. „Ich habe sie von meinem ältesten Bruder gelernt.“ „Es soll kein Platz vorhanden sein für uns alle“, erzählte das Indianermädchen ganz aufgeregt. „Es sind viel mehr Kinder aus den Bergen gekommen, als sie dachten. Darum müssen wohl einige von uns zurückkehren, ohne die Schule besucht zu haben.“ Tuba wurde traurig. Wie, wenn er nicht angenommen würde? Was für eine Enttäuschung wäre das für ihn! Er kannte doch schon einige englische Wörter, und während Wochen hatte er an dem kleinen, schwarzen Buch herumbuchstabiert, welches sein Bruder mit nach Hause gebracht hatte. Oft hatte er beim schwachen Licht des Hüttenfeuers gelesen und Wörter gefunden, die er nicht verstand. In der Schule könnte er alles lernen. Tuba trat näher und stellte sich auch ans Ende einer langen Reihe. Ein aufgeregtes Flüstern ging durch die Kinderschar. Eine weiße Frau war gekommen und gab der Reihe nach jedem Kind ein großes, weißes Blatt Papier. Aber bevor sie noch zu Tuba kam, waren alle Blätter weggegeben. Ein großer Herr mit wei-

ßem Haar trat aus dem Haus und rief den Kindern zu: „Alle, die ein weißes Blatt Papier haben, dürfen in die Schule kommen! Alle übrigen Kinder müssen nach Hause zurückkehren bis zum nächsten Schulanfang. Es tut mir sehr leid, aber wir haben keinen Platz mehr für euch.“ Tuba fühlte einen Stich in seinem Herzen. Das Weinen war ihm nahe, aber er konnte sich noch mit all seinen Kräften beherrschen. Nur eine große, dicke Träne rollte über seine dunkelbraune Wange hinunter. Er ging zu seinem Pony zurück, legte seinen Kopf auf den Rücken des Ponys und begann hier herzzerbrechend zu weinen. „Oh mein Pony, ich möchte doch so gerne in die Schule des weißen Mannes gehen. Ich will tapfer sein, aber ich muss einfach weinen. Oh mein Pony, ich sterbe sicher vor Schmerz, wenn ich nicht in die Schule gehen darf!“ Plötzlich kam Tuba in den Sinn, dass er das Buch des Bruders bei sich hatte. Sein Bruder hatte ihn auch beten gelehrt. Er durchsuchte seine bunten Decken und zog die kleine Bibel hervor. Der Wind blies durch sein schwarzes Haar. Tuba hielt das Buch vor seine Brust, schaute zum Himmel hinauf und betete: „Lass mich doch in die Schule gehen!“ Es schien, als ob der kalte Wind die einzige Antwort war auf sein Gebet. Doch Tuba wusste, dass irgend jemand sein Gebet gehört hatte. Plötzlich fühlte er, wie etwas gegen seine Beine schlug. Als er genau hinschaute, sah er ein Blatt Papier - eines der Blätter, die man haben musste, um in die Schule aufgenommen zu werden. Tuba bückte sich schnell und griff nach dem Blatt, bevor der Wind es weitertrug in die Felsen und in die Wüste. Er wischte sich die Tränen aus den Augen und rannte zurück zu den Kindern. Dort stellte er sich übergelukkig in die Reihe. Nun hatte Tuba Zeit, sich beim Warten die Häuser genauer anzusehen. Plötzlich entdeckte er vor dem Eingang zum großen Haus das kleine Indianermädchen, mit dem er gesprochen hatte. Sie schluchzte und weinte und trocknete ihre Tränen mit einem bunten Tüchlein. Tuba ging auf sie zu. „Was ist los?“ Tränenüberströmt schau-

te die Kleine zu ihm auf: „Der Wind hat mein Papierblatt weggetragen! Nun kann ich nicht in die Schule eintreten, und ich hatte mich so darauf gefreut.“ Tuba wusste sofort: der Wind hatte das Blatt aus den Händen des Mädchens gerissen und es fortgewirbelt, bis es zu Tuba kam. Tuba schaute das Blatt in seinen Händen lange an - dann streckte er es dem Mädchen hin. „Ich habe dein Blatt gefunden.“ Große Freude huschte über das Gesicht des Mädchens. „Oh, wie lieb bist du! Ich heiße Iolowa, wir wollen gute Kameraden bleiben.“ Bevor Tuba etwas sagen konnte, tönte eine Männerstimme aus dem Haus: „Wartet auf mich!“ Nach einer Weile kam der große Herr mit dem weißen Haar auf die Kinder zu. „Ich saß an meinem Tisch am Fenster und habe alles gehört, was ihr geredet habt. Sag mir, warum hast du das Blatt Papier Iolowa gegeben und nicht für dich behalten?“ „Das wäre doch nicht recht“, antwortete Tuba, ohne zu zögern. „Ich habe viel in dem Buch meines Bruders, in der Bibel gelesen, und ich habe dort gelernt, dass aufrichtig sein Segen bringt, nicht aber Lügen und Betrügen.“ Der Herr mit dem weißen Haar schaute dem Indianerjungen in die Augen und sagte freudig: „Komm, du darfst auch die Schule beginnen! Ich hole noch ein Blatt für dich. Für einen Jungen, wie du bist, haben wir bestimmt noch einen Platz.“



Libee saß vor seiner Hütte und brütete finster vor sich hin. Hinter ihm in seiner Häuptlingswohnung lag sein Sohn krank, sehr krank. Vielleicht würde er sogar sterben. Kein Mittel des Stammeszauberers wollte anschlagen. Im Gegenteil, es war immer schlimmer geworden. Der Zauberer hatte gesagt, jemand hätte den Sohn verflucht. Ja, es gab keinen Zweifel, der Sohn stand offensichtlich unter einem feindlichen Fluch! Libee stützte gedankenvoll sein Kinn auf. Er war erfüllt von Angst und Wut. Welcher von seinen zahlreichen Feinden mochte ihm das angetan haben? Wer war in der letzten Zeit mit dem Sohn zusammen gewesen? Oder wer hatte einen so starken Zauber, der aus der Ferne wirkte? Oder war etwa ein Feind ganz in der Nähe? Der Häuptling saß und grübelte. Plötzlich schlug er sich vor die Stirn. Dass er darauf nicht gleich gekommen war! Somo, der Sklavenjunge - kein anderer konnte es sein. Schon länger hatte er ihm nicht getraut. Nun, der konnte sich auf etwas gefasst machen. Libee ließ nicht mit sich spaßen. Wenn es dem Jungen nicht gelang, seine Unschuld einwandfrei zu beweisen, so sollte er Libees Zorn zu spüren bekommen. Der Tod war ihm gewiss, und was für ein Tod! Libee weidete sich schon in Gedanken an den ausgesuchten Qualen, die er dem Jungen bereiten würde. Libees Name war wegen seiner Grausamkeit berüchtigt und gefürchtet. Somo war zu Tode erschrocken, als Libee ihm die Beschuldigung ins Gesicht schleuderte. Auf seine Unschuldsbeteuerungen hatte der Häuptling nur ein höhnisches Grinsen zur Antwort. Bis zum nächsten Morgen sollte er seine Schuldlosigkeit beweisen. Wie sollte der arme Sklavenjunge das anfangen? Sein Schicksal war besiegelt, der Tod ihm gewiss. Eine schwache Hoffnung gab es noch: Flucht - war sie auch so gut wie aussichtslos. Das

Lager war rings von fast undurchdringlichem Urwald umgeben, der von Giftschlangen und wilden Tieren wimmelte. Das war auch wohl der Grund, warum Libee sein Opfer nicht hatte fesseln lassen. Somo war ein mutiger Junge. Gelang die Flucht, so konnte er sich an der Küste unter den Schutz der Weißen begeben. blieb er hier, so musste er sterben. Und die Aussicht, durch den Biss einer Schlange oder die Zähne eines Raubtiers umzukommen, war nicht so furchtbar wie die, sein Leben unter den Martern Libees zu enden. Außerdem dachte Somo nicht ans Sterben. Er wollte sich retten und leben. Die Nacht war dem Vorhaben günstig. Der Mond ging spät auf, so wurde Somo nicht so leicht von den Lagerwachen gesehen. Den Wald kannte er gut, und die Sterne gaben immerhin so viel Licht, dass er seinen Weg finden konnte. Als am Morgen die Sonne aufging, war er schon ein gutes Stück von dem Lager entfernt. Wie froh war er, dass er nun seinen Weg im Hellen fortsetzen konnte. Er durfte allerdings keine Minute verlieren, denn gewiss hatte man inzwischen seine Flucht entdeckt. Libee und seine Krieger waren geschickt im Auffinden von Spuren. Sie würden nicht lange auf sich warten lassen. Der Weg bis zur Küste aber war noch weit. Endlich lichtete sich der Urwald. Doch vor ihm breitete sich eine weite Sandfläche aus, die keinerlei Deckung bot. Somo blieb keine Wahl. Er musste sie so schnell wie möglich überqueren, wenn auch die Sonne noch so unbarmherzig vom Himmel brannte. Als er sich auf der Hälfte des Weges einmal umwandte, fuhr ihm der Schreck derart in die Knie, dass er beinahe zu Boden gesunken wäre. Libee und einige seiner wildesten Krieger traten eben aus dem Wald und nahmen die Verfolgung auf. Die Angst gab Somo neue Kräfte. Wie eine Antilope schoss er dahin. Dass die auf dem Boden wuchernden Dornsträucher ihm Füße und Beine blutig ritzten, merkte er gar nicht. Er bemerkte nur, wie die Verfolger näher kamen. Endlich konnte er nicht mehr. Ermattet sank er zu Boden. Libee und seine Begleiter waren inzwischen

auf Rufweite herangekommen und stießen ein Triumphgeschrei aus. Ihr Opfer war ihnen sicher. Noch einmal raffte der Gejagte sich auf. Wenn es gelang, das vor ihm liegende Buschwerk zu erreichen, war es vielleicht noch möglich, sich zu verbergen. Somo erreichte den Busch. Tief drang er ins Dickicht ein, das sich aber bald wieder lichtete. Ein Fluss war hinter dem dichten Buschwerk verborgen. Ohne Bedenken stürzte sich der Gehetzte hinein und erreichte schwimmend das gegenüberliegende Ufer, wo er wie tot zu Boden sank. Auch die Verfolger waren in das Dickicht gedrungen. Sie erreichten bereits das Flussufer, und wieder ertönte ihr triumphierendes Geheul. Jetzt gab es für Somo kein Entrinnen mehr. Ein Pfeil schwirrte heran und traf ihn ins Bein. – »Hallo, was ist hier los?« Verwundert schaute der todesmatte Sklavenjunge auf. Vor ihm stand ein weißer Mann mit einem Gewehr in der Hand. Am Flussufer näherte sich langsam ein Ochsenwagen. Der Weiße, der da vor ihm stand, war Mr. Arthur Vales, ein in der ganzen Gegend bekannter und beliebter englischer Händler, der sich auf Geschäftsreise befand. Bevor Somo antworten konnte, waren seine Verfolger am Ufer angelangt, und nun standen sich der Weiße und die schwarzen Krieger gegenüber. Libee kannte Mr. Vales. Es war ihm gar nicht recht, gerade jetzt mit diesem Weißen zusammenzutreffen, der zudem sein gefürchtetes Feuerrohr bei sich hatte. Unwillkürlich wich er einen Schritt zurück. Als aber der Händler seine Frage wiederholte, entgegnete er trotzig: »Was kümmert sich der Weiße um meinen Sklaven? Er muss sterben!« »Nun, ich kaufe ihn dir ab«, entgegnete Mr. Vales. »Libee will ihn nicht verkaufen, Libee will sein Blut!«, versetzte der Häuptling wütend und schwang wild seinen Speer. Mr. Vales winkte seinem Begleiter, der inzwischen näher gekommen war. Der Mann ging zum Wagen zurück und brachte einen prächtigen Elefantenzahn, den er dem Häuptling zeigte. Mit einem Kopfschütteln jedoch wies dieser das Angebot verächtlich zurück. Eine Kostbarkeit nach der an-

deren wurde herbeigeholt - Tigerfelle, Straußenfedern und Ringe. Es war schließlich ein Wert, für den man hundert Sklaven kaufen konnte. »Aber was willst du denn noch mehr?«, fragte der Händler verzweifelt. »Libee hat Elfenbein, Gold, Ochsen und Schafe«, lautete die Antwort. »Und wenn ihm etwas fehlt, holt er es sich. Libee wünscht die Beute des weißen Mannes nicht. Libee will Blut sehen!« In einem plötzlichen Wutanfall, vielleicht fürchtete er auch, das Opfer könne ihm doch noch entgehen - hob Libee blitzschnell den Bogen und legte auf Somo an. Vales machte einen Sprung und wollte den Pfeil ablenken. Im gleichen Augenblick klirrte die Sehne und anstatt in Somos Herz zu treffen, durchbohrte der Pfeil die Kleider des Weißen und drang tief in seinen Arm. Ein Schreckensruf entfuhr dem Häuptling. Das hatte er nicht gewollt. Er hatte persönlich Achtung vor Vales. Außerdem war er ein Engländer, der Sohn der großen Nation, vor der die Schwarzen gewaltige Scheu hatten. Mit großer Ruhe zog Vales den Pfeil aus der Wunde. Das Blut träufelte zur Erde. »Du wolltest kein Geld, sondern Blut«, sagte er schlicht. »Hier hast du Blut, es fließt vor deinen Augen. Aber du wirst es zu verantworten haben.« »O Sohn der See!«, rief der Häuptling angstvoll. »Mein Herz ist betrübt. Libee hat nicht dich treffen wollen.« »Ich werde dir nichts tun, Libee, wenn du anerkannt, dass dein Sklave mein Eigentum ist. Ich habe ihn mit meinem Blut von dir erkauft. Gib ihn mir, und es soll Friede sein zwischen dir und mir.« Libee machte keine Einwendungen mehr. Zu sehr war ihm der Schrecken in die Glieder gefahren. Im Grunde war er froh, so glimpflich davonzukommen. Er wusste, wenn Vales den Fall anzeigte, war eine Strafexpedition gegen seinen Stamm zu erwarten, und die fürchtete er mit Recht. So ließ er, wenn auch widerstrebend, Somo bei seinem Retter und ging mit seinen Kriegern davon. Jetzt kroch Somo mühsam auf Mr.Vales zu, umfasste dessen Füße, bedeckte sie mit Küssen und flüsterte: »Massa (das heißt „Herr“) hat Somo mit seinem Blut

gekauft. Somo will dir immer ein guter Sklave sein.« »Ich halte keine Sklaven«, sagte Vales, »du bist frei!« »Frei?«, rief Somo, während ein ungläubiges Staunen sein Gesicht überzog. - »Frei? Oh, dann will ich dir immer dienen. Du hast Somo mit deinem Blut gekauft.« »Gut«, versetzte der Händler, »diene mir, aber als ein freier Mensch, der sich freiwillig in meinen Dienst begibt. Hörst du, Somo, freiwillig!« Man bestieg nun den Ochsenwagen und fuhr zur nächsten Missionsstation, da die Wunden von Vales und vor allem von Somo dringend der Pflege bedurften. Die Wunde des Händlers war nicht gefährlich. Er war bald wieder hergestellt und konnte seine Reise fortsetzen. Somo musste zurückbleiben. Seine Wunde heilte nur langsam. Auch hatte sein Körper durch die übermäßige Anstrengung gelitten, und er brauchte Ruhe, um wieder gesund zu werden. Somo wurde auf der Missionsstation liebevoll gepflegt. Eine ganz neue Welt ging dem Sklavenjungen auf: Menschen, dazu noch weiße Menschen, die ihn nicht schlugen und ausbeuteten, sondern in Liebe betreuten. Natürlich erzählte der Missionar ihm auch von der Liebe GOTTES, der Seinen einzigen SOHN auf diese Erde gesandt hat, um uns Menschen zu erretten. »Somo, der HERR JESUS starb auch für deine Sünden dort am Kreuz«, sagte er ihm. »Er hat Sein Blut für dich vergossen, weil Er dich lieb hat. Du und ich und alle anderen Menschen haben von Natur aus dunkle Herzen. In unserem Herzen ist Zorn und Hass und Lüge und Neid und viele andere böse Dinge. Der Teufel möchte, dass wir immer das Böse tun. Aber der HERR JESUS ist für uns gestorben, damit unser Herz ganz rein und hell wird. Er will auch in dein Herz einziehen, Somo. Und wenn du Ihn in dein Herz einlässt, dann müssen all die bösen Dinge hinaus.« Aber merkwürdig, so dankbar der Junge für alle empfangene Liebe war, dafür schien er kein Ohr zu haben. »Zu schwer«, antwortete er, »Somo versteht nicht.« So verging Woche um Woche. Somos Zustand verbesserte sich. Er konnte schon im Haus umhergehen und leichtere Arbeiten

verrichten. Mit inniger Liebe sprach er ständig von seinem guten Massa Arthur, und wie er sich darauf freute, wenn er ihn bald begleiten und ihm dienen könnte. Da kam eines Tages dem Missionar ein Gedanke. Er stellte sich vor Somo, sah ihn fest an und fragte: »Was meinst du, Somo, warum Massa Arthur dich befreit und sich sogar in den Arm hat schießen lassen?« »Ja, warum hat Massa Arthur sich für Somo schießen lassen?«, sagte der Junge nachdenklich. »Somo weiß es nicht, Somo war nur ein armer Sklave.« »Höre, Somo, ich will es dir sagen. Massa Arthur ist selbst ein Sklave gewesen und befreit worden. Deshalb hatte er ein so großes Mitleid mit dir und wollte dich um jeden Preis retten.« »Das ist nicht wahr. Massa Arthur ist kein Sklave gewesen. Weiße Männer sind nie Sklaven.« »Und doch war Massa Arthur ein Sklave, Somo. Er hatte einen furchtbar bösen Herrn, noch viel böser als Libee. Massa Arthur musste immerfort Böses tun, was er gar nicht wollte und was ihn sehr unglücklich machte.« »Warum ist Massa Arthur denn nicht fortgelaufen?«, fragte Somo, dem es unerträglich war, dass sein guter Herr in einer so furchtbaren Lage gewesen sein sollte. »Das ging nicht, Somo, er war immer angebunden. Er konnte nicht fortlaufen, auch wenn er es gewollt hätte. - Ja, und dann«, fuhr der Missionar nach einer Pause fort, »dann kam einer, der ihn befreit hat.« »Wer hat Massa Arthur befreit? Sage es mir schnell. Somos Herz wird ihn lieb haben.« »Das war JESUS, von dem ich dir schon erzählt habe.« »JESUS hat Massa Arthur befreit? Oh, das hat Somo nicht gewusst«, sagte der Junge bedauernd. »Somo hat JESUS lieb, sehr lieb.« Somo saß da, den Kopf in die Hand gestützt. Nach einigen Augenblicken fügte er hinzu: »Sage mir, wie kann Somo dem HERRN JESUS Freude machen?« Der Missionar schaute ihn lächelnd an und sagte: »Mein Junge, der HERR JESUS hat nur an einem Freude, und das ist dein Herz. Er möchte, dass Somo ein helles Herz hat, in dem Liebe, Wahrheit und Freundlichkeit wohnen.« Somos Kopf sank ein wenig

tiefer. Seufzend sagte er: »Aber in Somos Herz ist Hass, viel Hass. Es ist ganz schwarz von Hass. Somo kann Libee nicht lieb haben. Nein, Somo kann nicht!« »Ja, Somo, das stimmt. Du kannst das Böse nicht aus deinem Herzen beseitigen.« Somos Kopf sank noch ein Stück tiefer. »Aber der HERR JESUS kann das Böse aus deinem Herzen herausnehmen, Somo«, erwiderte der Missionar. »Er will nicht, dass du ein Sklave des Teufels bleibst, der immer hassen muss. JESUS ist für alle unsere Sünden am Kreuz gestorben, auch für deinen Hass. Gib Ihm dein sündiges Herz. Er wäscht es rein und macht es ganz hell.« Somos Kopf schnellte in die Höhe und sein Gesicht leuchtete auf. »Er will es rein und hell machen, sagst du? Oh, dann will Somo den HERRN JESUS hineinlassen. Aber-aber-«, setzte er zögernd hinzu, »wie soll Somo das denn machen?« »Nun, du kannst mit dem HERRN JESUS im Gebet genauso sprechen, wie du mit mir sprichst«, antwortete der Missionar. »Du darfst Ihm alles sagen, was in deinem Herzen ist: den Hass, den Zorn, Lügen und Stehlen und böse Worte. Und der HERR JESUS will dir vergeben, weil Er für deine Sünden am Kreuz gestorben ist.« Somos Augen wurden groß und rund. »Meine Sünden, sagst du, meine Sünden-dafür ist Er gestorben?« »Ja, Somo -, weil Er dich lieb hat«, sagte der Missionar und strich dem Jungen über den Kopf. »Weißt du noch, was ich dir von Massa Arthur erzählt habe.« »Ja, dass er ein Sklave war«, erwiderte Somo. »Schau, Massa Arthur war ein Sklave des Teufels mit einem dunklen Herzen. Aber dann kam der HERR JESUS und hat zu Massa Arthur gesagt: „Du sollst kein Sklave des Teufels mehr sein. Mein Blut ist für dich geflossen, damit kaufe Ich dich los.“ Da hat Massa Arthur seine Sünden dem HERRN JESUS gebracht, und JESUS hat sein Herz rein gewaschen. Willst du es auch so machen wie dein Massa?« Somo nickte eifrig, und ehe der Missionar noch etwas erwidern konnte, war der Junge schon von dem Holzklotz heruntergerutscht, auf dem er gesessen hatte, kniete auf dem Lehm Boden und betete:

»HERR JESUS, Du hast Somo mit Deinem Blut gekauft. Somo war nur ein armer Sklave des Teufels und er musste seinen Willen tun. Aber Du hast Somo lieb, soo lieb! Du wäschst Somos Herz ganz rein. Du nimmst den Hass weg und das Lügen und das Stehlen. Somo will auch ein reines Herz haben, wie Massa Arthur. Massa Arthur hat Somo mit Blut abgekauft von Libee. Aber Du hast Somo mit Blut abgekauft vom Teufel. Somo will dem Teufel nicht mehr dienen. Somo gehört jetzt für immer Dir. Amen.«

Lieber Junge, liebes Mädchen,

ähnlich wie Somo sind auch wir Sklaven eines noch viel grausameren und schrecklicheren Sklavenhalters - das ist der Teufel -, der uns zwingt, Böses zu tun: zu lügen, zu stehlen, zu hassen, den Eltern ungehorsam zu sein und vieles andere mehr. Somo hätte sich selbst nicht retten können und er hätte sterben müssen, als Libee ihn mit seinen bewaffneten Kriegsleuten eingeholt hatte, wenn nicht ein anderer für ihn eingetreten wäre. Du kannst dir gewiss gut vorstellen, wie die Sache mit Somo ausgegangen wäre, wenn nicht Arthur Vales im letzten Moment dazwischengetreten wäre, als Libee seinen tödlichen Pfeil auf Somo richtete und auf ihn abschoss. Somo hätte sterben müssen. Daran führte kein Weg vorbei, denn Libee wollte Blut sehen. Er wäre nicht eher umgekehrt und nach Hause gereist, bis ein Pfeil den unschuldigen Sklavenjungen getötet hätte. Da ließ sich Arthur Vales an seiner Stelle verwunden und kaufte mit seinem eigenen Blut Somo frei. Somo wird zeitlebens nie vergessen haben, was Arthur Vales für ihn getan hat und wird ihm sicher für immer dankbar gewesen sein. Das wärest du doch gewiss auch, wenn dich jemand aus großer Gefahr befreien würde. Aber weißt du, wir alle, du und ich haben auch einen Lebensretter. Das ist der HERR JESUS. Er hat sich an unserer Stelle verwunden lassen, ja, Er ist sogar für uns gestorben, damit wir von dem grausamen Sklavenhalter, dem Teufel, für immer loskommen können. Der HERR JESUS hat mehr, viel mehr für uns getan, als Arthur Vales für Somo getan hat. Der HERR JESUS kaufte uns mit Seinem Blut los, damit wir nicht mehr als Sklaven dem

Bösen dienen müssen. Er will, dass wir glückliche Menschen, ja Kinder GOTTES werden. Möchtest du nicht gerade jetzt dem HERRN JESUS von Herzen dafür danken, ähnlich wie Somo es getan hat? Du kannst zu Ihm reden wie zu deinem besten Freund. Er hört dich und hat dich lieb. Er will, dass du immer zu Ihm gehörst, ja dass du einmal im Himmel bei Ihm sein kannst. Sag dem HERRN JESUS darum jetzt im Gebet: »HERR JESUS, danke, dass Du für mich und für meine Schuld gestorben bist. Du hast mich mit Deinem Blut losgekauft von dem schrecklichen Sklavenhalter, dem Teufel. Komm Du in mein Herz und wasche es rein mit Deinem Blut. Du allein sollst darin wohnen. Ich will ganz Dir gehören. Amen.«

Meine Entscheidung:

Heute habe ich den Herrn Jesus als meinen Retter und Herrn angenommen. Ich will dem Herrn Jesus gehören.

Name: _____

Datum: _____ Ich bin _____ Jahre alt.

Die spannende Begebenheit von Somo

und Libee hat dir gewiss gefallen. Bestimmt möchtest du die Geschichte von Somo auch an deine Freunde und Schulkameraden weitergeben. Du kannst gerne weitere Exemplare dieses Heftchens gratis bei uns anfordern. Vielleicht möchtest du mehr über den HERRN JESUS erfahren, w e r JESUS ist und w a s Er alles für uns getan hat. Wenn du möchtest, senden wir dir gerne noch mehr zum Lesen kostenlos zu. Vergiss aber bitte nicht, dein Alter anzugeben, damit wir auch das Richtige für dich aussuchen können. Solltest du Fragen haben, wie man JESUS in sein Herz und Leben aufnehmen kann, dann schreibe uns bitte. Vielleicht würdest du gerne die Bibel - sie ist GOTTES Wort - kennen lernen und lesen. Auf Wunsch senden wir dir gerne ein Bibelteil - das Johannes-Evangelium - kostenlos zu. Darin erfährst du mehr über den HERRN JESUS und wie sehr GOTT dich liebt.

GESCHICHTEN VON KINDERN FÜR KINDER!

